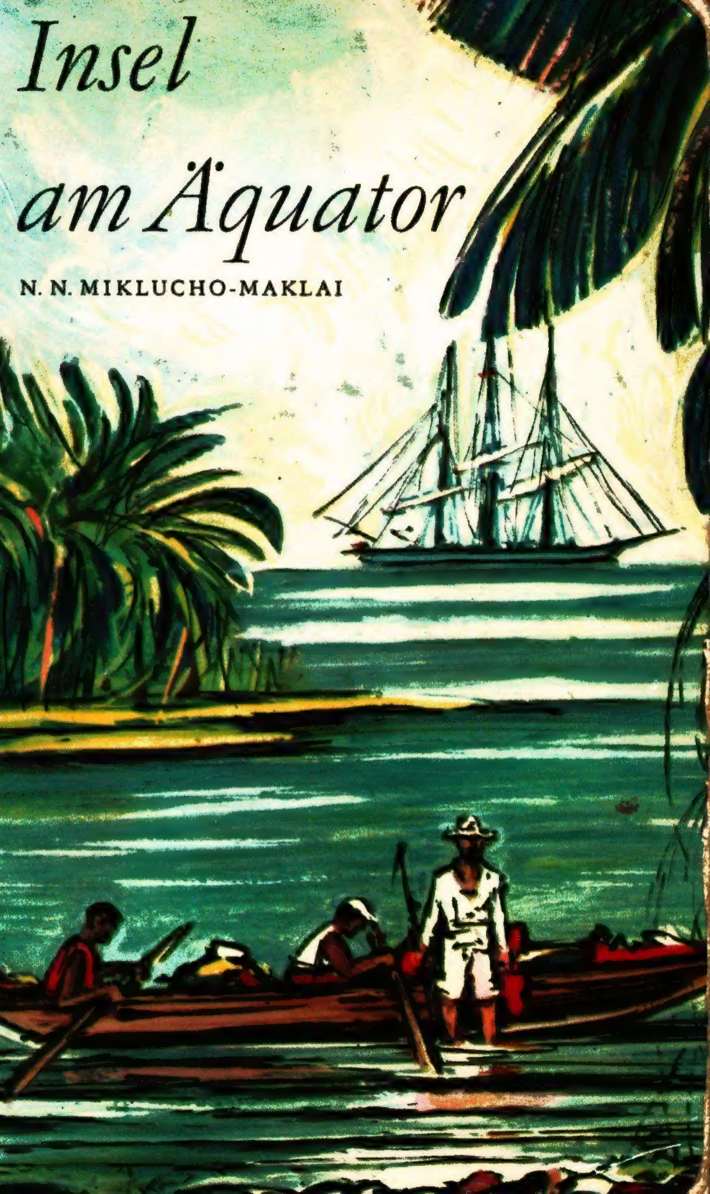
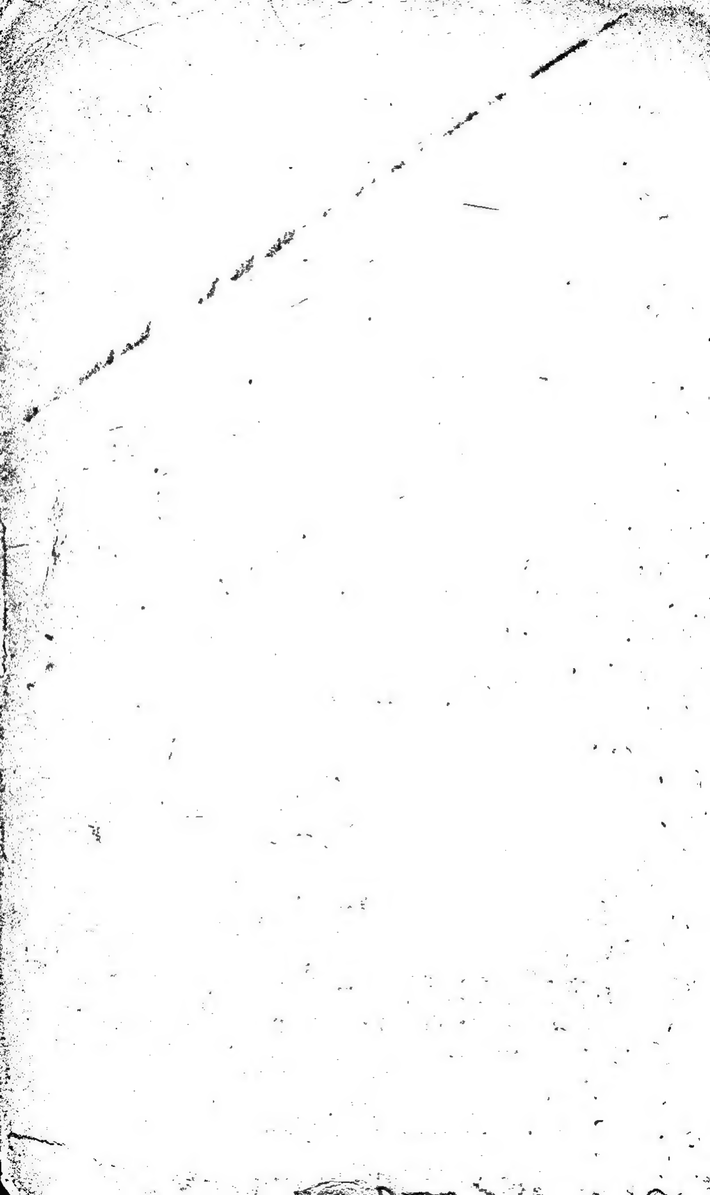

Insel
am Äquator
N. N. MIKLUCHO-MAKLAI



N. N. MIKLUCHO-MAKLAI

Insel am Äquator



DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

Originaltitel:

Н. Н. МИКЛУХО МАКЛАЙ Собрание сочинений

Aus dem Russischen übersetzt von E. Sabel

Für Kinder bearbeitete Ausgabe

Mit einem Vorwort von Paul-Kanut Schäfer

Illustrationen: Alfred Will

Printed in the German Democratic Republic
Lizenz-Nr. 304-270/ . . . /71-(90)
Satz: Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30 · 3. Auflage
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
ES 9 F
Für Leser von 12 Jahren an

Der weiße Bruder

An einem Septembertag des Jahres 1871, gegen Mittag, ereignete sich vor der Nordostküste der Insel Neuguinea ein Vorgang, so einfach und doch von solcher Größe, daß er noch nicht vergessen sein sollte, wenn die Menschen ihren Fuß schon auf die Sterne des Weltalls setzen werden.
Das geschieht: Ein junger, gerade erst fünfundzwanzigjähriger Mann klettert von Bord der russischen Korvette „Witjas" in ein Boot, rudert mit zwei Gehilfen durch die Brandung und watet an Land.
Was er aus Beschreibungen anderer von der Beschaffenheit des Landes weiß, ist wenig mehr, als er in diesem Augenblick mit eigenen Augen sieht: ein ansteigender, zerklüfteter, von üppigem Grün aller Schattierungen überwucherter Küstenstrich, dahinter ein hohes Gebirgsmassiv und hinter diesem wiederum fast undurchdringlicher Urwald.
Was ihm über die Bewohner des Landes zu Ohren gekommen, ist furchterregend: Stumpfsinnig sollen sie sein, heimtückisch, von einer Leidenschaft zum grausamen Töten beherrscht. Dazu häßlich ohnegleichen, das Haar wüchse ihnen in Büscheln, ihre dunkle Haut wäre rauh, wenn nicht gar stachlig. Alles in allem hätten sie mit anderen menschlichen

Wesen nicht mehr gemein als deren aufrechten Gang. Das etwa ist es, was man sich in Europa schaudernd von den Papuas erzählt, seit ein Portugiese namens Meneses vor fast dreihundertfünfzig Jahren die Insel zuerst gesichtet hat.

Woher unter diesen Umständen der Mut des jungen Mannes, das Land zu betreten? Worauf gründet er seine Hoffnung, auch nur den ersten Tag, die erste Nacht zu überleben? Würde er angegriffen, er könnte um sein Leben nicht einmal bitten, denn die Sprache der Inselbewohner ist ihm fremd.

Als er einige Zeit nach seiner Ankunft waffenlos in eins ihrer Dörfer geht, wird er umringt. Pfeile werden auf ihn angelegt, schwirren von der Sehne, verfehlen ihn nur um Haaresbreite. Eine Speerspitze blitzt ihm vor den Augen. Und er – er breitet seine Bastmatte aus und legt sich schlafen.

Ein Trick? Ein Bluff? Seine Überzeugung, sie würden ihm Frieden gewähren, sofern er den ihren nicht stört, ist so stark, so ehrlich, daß er tatsächlich einschläft. Als er nach zwei Stunden die Augen wieder aufschlägt, sitzen die Papuas um seine Matte, die Feindseligkeit ist aus ihren Mienen gewichen.

Ihr Mißtrauen freilich ist unverändert wach. Er weiß, woher es rührt, die Fragen stehen deutlich genug in ihren Gesichtern: Wer bist du? Was willst du hier?

Tatsächlich, nicht einmal vorstellen kann er sich, wie

es die Höflichkeit unter Menschen gebietet. Geschweige denn eine kleine erste Unterhaltung führen, woher, wohin, damit man sich ein bißchen näherkommt. Er würde vielleicht sagen: „Keine Angst, ich bin nur Nikolai Nikolajewitsch Miklucho-Maklai. Nennt mich einfach Maklai. Ich stamme aus einem Dorf zweihundert Kilometer Südsüdost von Petersburg. Vater starb, als ich erst elf war. Nicht leicht für Mutter, meine vier Geschwister und mich durchs Leben zu bringen, das könnt ihr mir glauben. Von den Schulen, die ich in Petersburg besuchte, verwies man mich. Auch von der Universität. Weil ich irgendeine der Vorschriften verletzt haben sollte. Welche? Du lieber Gott, in meiner Heimat wimmelt es von Vorschriften und Verboten! Man sperrte mich gleich von sämtlichen russischen Universitäten aus. So verließ ich die Heimat, um im Ausland zu studieren.
Der Jenaer Professor Ernst Haeckel, ein leidenschaftlicher Kämpfer für den naturwissenschaftlichen Fortschritt, wurde mein Lehrer. Erstaunlicherweise hielt er etwas von mir, so wurde ich sein Assistent. In dieser Eigenschaft begleitete ich ihn auf Expeditionen nach Madeira und den Kanarischen Inseln. Meine ersten selbständigen Reisen führten mich nach Sizilien und in die Küstengebiete des Roten Meeres. Ja, und nun bin ich hier –“
Aber wie gesagt, weder diese oder irgendeine an-

dere Unterhaltung findet statt. Selbst wenn Maklai in ihrer Zunge reden könnte, sie würden den Sinn seiner Worte nicht begreifen. Zehntausend Jahre trennen ihn und die Papuas voneinander. Er ist ein Kind Europas, in dem schon die Eisenbahnen rollen, die Elektrizität ihren Siegeszug bereits begonnen hat. Sie, die Papuas, stehen noch auf der Entwicklungsstufe der Steinzeit, kennen noch kaum ein anderes Werkzeug als ihre Hände.

Maklai versteht die einfachen Gefühle, die sie für ihn hegen. Da kommt er daher, nimmt sich ein Stück ihres Grund und Bodens und baut sich eine Hütte darauf. Wie sollten sie nicht mißtrauisch, ja feindselig sein? In seiner Heimat hätte er ja auch nicht wagen dürfen, sich auf fremdem Besitztum ungebeten anzusiedeln. Es hätte ihn zwar nicht das Leben, gewiß aber für lange die Freiheit gekostet.

Er ist von weißer Haut, er ist anders gekleidet als sie. Seine ganze Lebensart ist auf eine den Papuas unbegreifliche Weise anders als die ihre. Sie finden das meiste, was er tut, völlig unvernünftig. Wenn er in sein Notizbuch schreibt, flößt ihnen das tiefes Erschrecken ein. Soll Maklai sich darüber wundern? In seiner Heimat braucht jemand nur den völlig vernünftigen Gedanken niederzuschreiben, das Volk müsse frei sein, schon erschrickt der Zar so abgrundtief, daß er den Schreiber ins fernste Sibirien verbannen läßt.

Und schließlich weiß Maklai: Kaum je hat ein farbiger Einwohner Amerikas, Asiens, Afrikas, Ozeaniens erlebt, daß weiße Männer in sein Land nur kamen, um es zu entdecken. Fast immer folgten den Entdeckern auf dem Fuße die Eroberer, mit Feuer und Schwert.

Fast alles Land, das die Erde bedeckt, ist bereits in den Händen der weißen Herren Europas. Schon schicken sie sich an, auch die Reste ihren riesigen Kolonialreichen einzuverleiben. Zu alledem wünschen sie auch noch, vor Gott und der Welt ein ruhiges Gewissen zu haben. Darum heckten sie eine Theorie aus, der zufolge die menschlichen Rassen weder den gleichen Ursprung hätten noch gleichwertig wären. Die Weißen wären von Natur aus zur Herrschaft bestimmt, die Farbigen von Natur aus zur Sklaverei.

Maklai ist ein scharfer Gegner dieser Theorie. Er glaubt an den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts und daran, daß alle Menschenrassen gleichermaßen der Entwicklung fähig sind. Doch Glaube zählt nicht in der Wissenschaft, Beweise sind zu erbringen. Dazu ist es erforderlich, Menschen verschiedener Rassen – Europäer sowohl wie die auf der Kulturstufe der Steinzeit noch verharrenden Bewohner tropischer Länder – genau zu studieren.

„Es erscheint wünschenswert, man könnte sogar

sagen, für die Wissenschaft notwendig, die Menschen Neuguineas kennenzulernen."

Dieser Satz, von dem russischen Gelehrten Baer geschrieben, entscheidet über die Lebensarbeit Maklais. Als er 1869 zum ersten Mal wieder heimatlichen russischen Boden betritt, ist er dreiundzwanzig Jahre alt. Und doch schon ein selbständiger Forscher, dessen Name über bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten steht. Seine Pläne finden Unterstützung.

Am 8. November 1870 verläßt die Korvette Witjas den Hafen von Kronstadt, erreicht über Kopenhagen, die Insel Madeira, die Osterinsel, Tahiti und die Samoainseln nach dreihundertsechzehn Tagen Fahrt den Nordosten Neuguineas und setzt Maklai in der Astrolabebai an Land.

Ja, da ist er nun.

Sein Arbeitspensum ist ungeheuer. Die Beschaffenheit des Bodens, die Tier- und Pflanzenwelt der Inseln, ihr Klima, ihr Wetter – er ist entschlossen, nichts unergründet zu lassen. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen sind unvergleichlich schwer. Als Tisch muß ihm eine Kiste dienen, als Bett sein Wäschekorb. Das Fieber packt ihn schon in den ersten Wochen. Auch seine beiden Gehilfen. Ihr Teil ist es, zu stöhnen und zu jammern. Sein Teil ist es, obwohl selbst krank, sie zu pflegen und zur eigenen wissenschaftlichen Arbeit die ihre, das Holz-

fällen, das Kochen und Waschen, mit auf sich zu nehmen. Tausende Insekten saugen sein Blut, stören den wenigen Schlaf, den er sich gönnt. Regengüsse schwemmen seine Hütte fort, er baut sie wieder auf. Wäscht er sich morgens in der Bai, umlauern ihn die Haie. Und über allen, von allen Schwierigkeiten das Schwerste: vertraut zu werden mit den Papuas und ihrer Lebensweise, als sei er ihr Bruder.

Mit nie ermüdender Geduld ringt er um ihr Vertrauen. Daß sie es ihm lange vorenthalten, kränkt ihn nicht. Er ist nicht beleidigt, wenn ihre Frauen und Kinder sich vor ihm verstecken. Vielmehr gewöhnt er sich an, zu pfeifen, sobald er sich einem Papuadorf nähert, damit sie es rechtzeitig tun können. Um keinen Preis sollen sie vor ihm erschrekken.

Nichts, was auch immer geschieht, kann seinen Glauben zerstören, daß in der Papuabrust die gleichen menschlichen Gefühle wohnen wie in seiner eigenen. Und er behält recht.

Die Männer beginnen sich ihrer Waffen zu schämen und legen sie ab, ehe sie seine Hütte betreten. Sie fürchten ihn nicht mehr. Nun wünschen sie ihm zu beweisen, daß er seinerseits ebensowenig etwas Böses von ihnen zu erwarten hat. Sie begreifen den Sinn seiner Arbeit nicht, aber sie achten seinen Fleiß und sind bei aller Neugier, die sie zwingt, alles in seiner Hütte anzufassen, streng darauf be-

dacht, ihm nichts in Unordnung zu bringen oder zu beschädigen.
Fünfzehn Monate sehen sie ihn durch ihren Wald, durch ihre Dörfer gehen. Einen schmächtigen, fiebernden Mann in einem Anzug, der täglich schäbiger wird, von Dornen bald zerfetzt ist, in Flanellhemd und Gamaschen, ein Buschmesser im Gürtel, auf dem Kopf einen Strohhut, über die Schulter gehängt eine Tasche zum Sammeln von Pflanzen und Tieren und zum Eintausch von Nahrung, bewehrt mit Notizbuch und Bleistift.
Er wird ihr Arzt, ihr Lehrer.
Als er sich Ende Dezember 1872 anschickt, an Bord des russischen Klippers „Isumrud" zu gehen und die Bai zu verlassen, ist der Name Maklai unter den Papuas Inbegriff völliger Furchtlosigkeit, unbestechlichen Gerechtigkeitssinns und absoluter Wahrheitsliebe. Er ist ihr Bruder geworden. Sie flehen ihn an, zu bleiben, für einen Monat noch, für ein weiteres Jahr, für immer. Sie versprechen ihm, in jedem Dorf ein Haus für ihn zu bauen. Und da er immer wieder den Kopf schüttelt, wollen sie wenigstens wissen, wann er zurückkehrt.
„Nawalobe", sagt er, „in Zukunft."
Als das Schiff sich in Bewegung setzt, rufen alle nach ihm, und in den Dörfern längs der Astrolabebai erklingt das traurige Ba-rumm, Ba-rumm der Trommeln.

Maklai hält sein gegebenes Wort. Zweimal noch, in Abständen von mehreren Jahren, kehrt er zu ihnen zurück. Als er sie am 23. März 1883 endgültig verläßt, ist sein Herz schwer. Er weiß nur zu gut, daß die imperialistischen Mächte Europas schon auf dem Sprung sind, die Insel zu erobern, ihre Bewohner der Freiheit zu berauben.

Schon 1877, am Ende seines zweiten Aufenthaltes, hat er die Papuas gewarnt: „Ich erklärte ihnen, daß wahrscheinlich andere Menschen, die genauso weiß wie ich, die ebensolche Haare haben und die gleiche Kleidung tragen, auf ebensolchen Schiffen eintreffen würden, doch daß es sehr wahrscheinlich Menschen anderer Art sein werden, als es Maklai war. Diese Menschen könnten sie in die Sklaverei entführen. Ich habe ihnen geraten, den Weißen niemals bewaffnet entgegenzugehen und niemals zu versuchen, sie zu erschlagen, wobei ich ihnen die ganze Überlegenheit der Feuerwaffen, verglichen mit ihren Pfeilen und Speeren, erklärte. Ich habe ihnen zur Verhütung von Unheil geraten, ihre Frauen und Kinder beim Erscheinen eines Schiffes sofort in die Berge zu schicken."

Diese Stunde ist die bitterste vielleicht in Maklais Leben. Mit so unendlicher Mühe hat er ihre Furcht vor dem weißen Mann besiegt. Und nun ist er gezwungen, sie diese Furcht aufs neue zu lehren.

Die Ereignisse geben ihm recht. 1882 erscheint der

deutsche Gelehrte Otto Finsch auf der Insel. Auch er sucht die Freundschaft der Papuas, doch wozu! In seinem Auftrag, den er aus Deutschland mitbringt, steht es schwarz auf weiß: „Die unbekannten Küsten Neuguineas zu erforschen ... und freundschaftliche Beziehungen zu den Inselbewohnern herzustellen, um von ihnen möglichst viel Grund und Boden zu erwerben."
1884 folgt ihm ein Kriegsschiff: Die Nordostküste Neuguineas wird kurzerhand zum Kolonialbesitz des Deutschen Reichs erklärt und erhält den Namen Kaiser-Wilhelm-Land. Maklai schickt ein Protesttelegramm an den deutschen Reichskanzler Bismarck – es wandert in den Papierkorb.
Den gleichen Weg nehmen alle seine Schreiben und Eingaben, die er im Namen der Bewohner Ozeaniens an die Regierungen Englands und Hollands, an den Zaren sendet. Wenn er überhaupt eine Antwort erhält, so ist es Verhöhnung. „Südsee-Junker" beschimpfen ihn die reaktionären Zeitungen. „Papua-König!"

1887 kehrt Maklai endgültig nach Rußland zurück und läßt sich in Petersburg nieder. Sechzehn anstrengende Reisejahre liegen hinter ihm. Außer Neuguinea hat er große Teile der ozeanischen Inselgruppen durchforscht. Das ungewohnte Klima der Tropen, das Fieber, unter dem er fast ständig litt,

haben die Kräfte seines schmächtigen Körpers aufgezehrt. Erst vierzig Jahre alt, ist er ein gebrechlicher Mann.
„Er ist stark abgemagert“, schreibt ein Besucher, „sein markantes Gesicht zeigt viele Falten. Nur dann, wenn er von seiner Küste und deren Bewohner zu sprechen beginnt, festigt sich seine Stimme, und die Augen, die von einem Gegenstand zum anderen trostlos schweiften, werden plötzlich lebhaft.“
Die Nordostküste Neuguineas – seine Küste im besten Sinne. Als Maklaiküste geht sie in die Wissenschaft ein. Seine Forschungen dort liefern der Wissenschaft den ersten Schlüssel zum Verständnis jener fernen Vergangenheit, da die Menschheit noch in der gesellschaftlichen Ordnung des Urkommunismus lebte.
Maklai hat von seinem Heimatland viel Unbill erfahren. Doch sein hoher nationaler Sinn, seine Liebe zum russischen Volk und dessen großen Geistern lassen ihn das vergessen: Er macht der russischen Akademie der Wissenschaften seine einmaligen Sammlungen zum Geschenk.
Maklais Kräfte verfallen rasch, und noch so viel ist zu tun. Stöße von Aufzeichnungen harren der Bearbeitung. Er weiß, daß ihm nicht mehr viel Zeit bleibt, diktiert sieben, acht Stunden am Tag. Doch die Vollendung seiner Arbeit ist ihm nicht mehr ver-

gönnt. Am 14. April 1888 schließt er für immer die Augen.

In den Jahrzehnten, die seit dem Tode von Nikolai Nikolajewitsch Miklucho-Maklai vergangen sind, haben die Bewohner der Insel Neuguinea, die heute Irian heißt, noch viel Leid durch englisch-australische und japanische Eroberer erfahren. Heute ist die westliche Hälfte freier Teil der jungen Republik Indonesien. Die östliche Hälfte mit der Maklaiküste noch in der Gewalt der weißen Regierung Australiens. Auch ihre Bewohner werden sich die Freiheit erkämpfen – bald. Sie werden Industriewerke haben und Schulen. Das gedruckte Wort wird ihnen nicht länger ein Geheimnis sein. Sie werden lesen, was Maklai über ihre Vorfahren berichtet hat, und seiner in Liebe und Achtung gedenken als ihres ersten weißen Bruders.

Die Hütte auf Garagassi

TAGEBUCH

1871–1872

19. September

Gegen zehn Uhr morgens zeigte sich endlich die mit Wolken bedeckte hohe Küste Neuguineas. Es war das Kap King im Nordosten Neuguineas.

In der Meerenge zwischen der Insel Rook und Neuguinea waren einige mit Pflanzenwuchs bedeckte niedrige Inseln zu sehen. Die Strömung war günstig, und wir kamen gut vorwärts.

Gegen zwei Uhr hatte sich die Korvette Witjas der Küste so weit genähert, daß man die Umrisse des Landes wahrnehmen konnte.

Auf den Bergen lagen so schwere Wolkenmassen, daß die Gipfel nicht zu erkennen waren.

Im Hintergrund sah man auf steilen Abhängen einen dichten schwarzen Wald, der mit seiner dunklen Farbe von dem hellgrünen Küstenstreifen kräftig abstach.

Die Küste stieg in Terrassen oder Stufen an. Zahllose Klüfte und Schluchten, die mit üppigem Grün bewachsen waren, zerfurchten die Terrassen und verbanden so den Waldstreifen mit dem schmalen Gürtel der Strandvegetation. Hier und da wurde der Uferstreifen breiter, die Berge traten weiter zurück in die Tiefe des Landes.

Näher zum Meer verwandelten sich die schmalen Terrassen in große Lichtungen, die von dunklem Grün umrahmt waren. An zwei Stellen am Ufer

war Rauch zu sehen, der von der Anwesenheit des Menschen zeugte.
Gegen sechs Uhr abends zeigte sich unweit der Küste eine kleine, mit Wald bedeckte Insel. Zwischen dem hellen Grün der Kokospalmen erblickten wir Dächer von Hütten, und am Strande waren Menschen zu sehen.
Da wir keinen bequemen Ankerplatz gefunden hatten, stellten wir das Heizen ein, und die Korvette Witjas drehte bei.
Der Abend war klar, der Himmel sternübersät, und nur die Berge waren immer von Wolken bedeckt. Es schien, daß die Wolken tiefer heruntergegangen waren und sich mit den weißen Nebelschleiern, die sich längs der Küste direkt am Meer ausgebreitet hatten, vereinigten. Aus den dunklen Wolken auf den Gipfeln blitzte es häufig, doch war kein Donner zu hören.

20. September

Während der Nacht hatte uns die günstige Strömung ungefähr zwanzig Meilen nach Norden vorwärts getrieben. In der Hoffnung, die Berggipfel vor Sonnenaufgang frei von Wolken zu sehen, ging ich sehr früh an Deck. Und wirklich, die Berge waren deutlich zu sehen. Sie standen wie eine hohe Wand von fast überall gleicher Höhe da.
Während wir vorwärts trieben, veränderte sich das

Aussehen der Küste. Terrassen gab es schon nicht mehr, und an die hohen, parallel zum Strande verlaufenden Gebirgszüge schlossen sich unregelmäßige Querreihen von Hügeln an, zwischen denen wahrscheinlich kleine Flüsse strömen. Der Pflanzenwuchs war dort üppiger. An den Abhängen der niedrigen Hügel sah man hier und da dichte Rauchsäulen.

Gegen zwölf Uhr befanden wir uns inmitten der Gewässer der großen Astrolabebai. Das ist eine Bucht an der nordöstlichen Küste Neuguineas, die von dem französischen Seefahrer Dumont d'Urville im Jahre 1827 entdeckt und nach dem Namen des Schiffes, auf dem er fuhr, benannt wurde.

Auf die Frage des Kommandanten der Korvette, des Korvettenkapitäns Pawel Nikolajewitsch Nasimow, an welcher Stelle der Küste ich ausgesetzt zu sein wünsche, wies ich auf das höhere, linke Ufer hin, in der Annahme, daß das rechte, niedrige Ufer sich als ungesund erweisen könnte.

Wir betrachteten aufmerksam das Ufer der Bucht. Doch außer den Rauchsäulen auf den Hügeln konnten wir nichts bemerken. Erst als die Korvette noch näher an das Ufer herangekommen war, rief der Erste Offizier, Nowossilskij, daß er Menschen sähe. In der Tat, man konnte an der einen Stelle des sandigen Strandes einige dunkle Figuren erkennen, die bald liefen, bald stehenblieben.

An dieser Stelle trat eine kleine Landzunge hervor, hinter der sich wahrscheinlich eine kleine Bucht befand. Wir steuerten sie an und fanden tatsächlich eine Bucht.

Bald erschien eine Gruppe Inselbewohner auf dieser kleinen Landzunge. Sie waren aber sehr ängstlich. Nach langen Beratungen löste sich einer aus der Gruppe und trat vor. Er legte eine Kokosnuß am Strande hin und versuchte durch Gesten zu erklären, daß diese Kokosnuß für uns bestimmt sei. Danach verschwand er schnell im Waldesdickicht.

Ich bat den Kommandanten der Korvette um ein vierrudriges Boot, mit dem ich an Land fahren wollte. Doch als ich hörte, daß mich ein Kutter mit einem bewaffneten Kommando begleiten sollte, bat ich um eine kleine Schaluppe ohne Matrosen. Ich befahl meinen beiden Dienern, Olson und Boy, in die Schaluppe zu steigen, nahm einige Geschenke, wie Glasperlen und roten Baumwollstoff, mit und fuhr los.

Nach etwa zwanzig Minuten näherten wir uns dem Ufer. Auf dem Sand lagen einige Pirogen. Doch die Brandung war hier so stark, daß wir nicht an Land gehen konnten. Plötzlich trat hinter den Sträuchern ein mit einem Speer bewaffneter Papua hervor. Den Speer über den Kopf haltend, gab er zu verstehen, daß ich mich entfernen sollte. Als ich mich aber in der Schaluppe aufrichtete und ihm

einige rote Tücher zeigte, sprangen aus dem Wald etwa ein Dutzend mit allerlei Keulen und Knüppeln bewaffnete Männer hervor. Ich sah, daß sie es nicht wagten, an die Schaluppe heranzugehen, und da ich selbst nicht ins Wasser springen wollte, warf ich die Geschenke ins Meer, in der Hoffnung, daß die Wellen sie an Land spülen.
Da ich verstand, daß unsere Anwesenheit sie davon abhielt, ins Wasser zu gehen und die Sachen zu nehmen, befahl ich meinen Leuten, wegzurudern. Kaum hatten wir uns vom Ufer entfernt, als die Papuas um die Wette ins Wasser stürzten und die roten Tücher sofort herausfischten. Trotzdem ihnen das rote Tuch gefiel, wagte es keiner, an meine Schaluppe heranzugehen.
Ich war überzeugt, daß alle meine Versuche, eine erste Bekanntschaft anzuknüpfen, erfolglos bleiben würden, und so kehrte ich zur Korvette zurück. Dort erfuhr ich, daß man an einer anderen Stelle des Ufers ebenfalls Menschen gesehen hatte. Sofort fuhr ich in der angezeigten Richtung los, traf aber dort niemanden an; nur in der kleinen Bucht waren die Spitzen der ans Ufer gezogenen Pirogen zu sehen.
Endlich bemerkte ich an einer Stelle des Ufers weißen Sand. Schnell fuhr ich auf diese Stelle zu, die ein sehr behagliches und hübsches Fleckchen Erde war. Als ich hier an Land ging, stieß ich auf einen schmalen Pfad, der in das Waldesdickicht führte.



Ich war mit einer solchen Ungeduld aus der Schaluppe gestiegen und in den Wald gegangen, daß ich meinen Leuten keinerlei Anweisungen hinterließ. Als ich etwa dreißig Schritte auf dem Pfad vorgedrungen war, bemerkte ich zwischen den Bäumen einige Dächer. Der Pfad führte zu einem kleinen Platz, um den herum Hütten standen. Ihre Dächer reichten fast bis auf die Erde herunter.
Das Dorf hatte ein sehr sauberes und freundliches Aussehen. Die Mitte des kleinen Platzes war gut festgetreten. Überall wuchsen Sträucher mit bunten Blättern und ragten Palmen empor, die Schatten und Kühle spendeten. Die mit der Zeit bleich gewordenen Dächer aus Palmenblättern stachen hübsch von dem dunkelgrünen Hintergrund der sie umgebenden Vegetation ab, während die grell hochroten Blüten der chinesischen Rose, die gelbgrünen und gelbroten Blätter der Crotone und des Coleus das allgemeine Bild des Waldes belebten. Der Wald bestand aus Bananen, Pandanus, Brotfruchtbäumen, Areca- und Kokospalmen. Hohe Bäume schützten den Platz vor Wind.
Obschon sich nirgends eine lebende Seele fand, sah man dennoch überall Spuren der Bewohner des Dorfes, das wohl erst kürzlich von ihnen verlassen worden war. Ab und zu flackerte auf dem Platz ein glimmendes Lagerfeuer auf. Hier lag auf der Erde eine nicht ganz ausgetrunkene Kokosnuß, dort ein

in aller Eile hingeworfenes Ruder. Die Türen einiger Hütten waren sorgfältig mit Rinde verstellt und mit Scheiten aus gespaltenem Bambus über Kreuz versperrt. Bei zwei Hütten aber standen die Türen offen. Vermutlich waren die Besitzer irgendwohin geeilt und hatten keine Zeit mehr gehabt, sie zu verschließen.

Ich trat heran und blickte in das Innere. In der Hütte war es dunkel. Mit Mühe konnte man die darin befindlichen Gegenstände erkennen: hohe Pritschen aus Bambus, auf dem Fußboden einige Steine, auf denen ein zerbrochener Tontopf stand. Zwischen den Steinen glimmte ein Feuer. An den Wänden hingen Bündel von Muscheln und Federn und unter dem Dach ein rußgeschwärzter Menschenschädel.

Die Strahlen der untergehenden Sonne tauchten das hübsche Blattwerk der Palmen in warmes Licht. Im Walde erklangen fremdartige Schreie irgendwelcher Vögel. Es war so schön, so friedlich und gleichzeitig so neuartig und fremd, daß es eher Traum als Wirklichkeit zu sein schien.

Während ich an eine andere Hütte herantrat, hörte ich plötzlich ein Rascheln. Ich drehte mich um und sah einige Schritte von mir entfernt einen Menschen. Er blickte eine Sekunde lang zu mir hin und stürzte sich dann in die Büsche. Fast im Laufschritt eilte ich ihm auf dem Pfade nach und schwenkte da-

bei einen roten Lappen, den ich noch in meiner Tasche gefunden hatte. Nachdem der Papua sich umgeschaut und festgestellt hatte, daß ich allein und ohne jede Waffe war und ihn mit Zeichen bat, heranzutreten, blieb er stehen.

Langsam näherte ich mich ihm und reichte ihm schweigend den roten Stoff. Er nahm ihn mit sichtlichem Vergnügen und band ihn um den Kopf.

Dieser Papua war von mittlerem Wuchs, dunkelschokoladenbrauner Farbe, mit mattschwarzen, krausen, kurzen Haaren, einer breiten platten Nase, Augen, die unter vorspringenden Augenbrauenbogen hervorsahen. Er hatte einen großen Mund, der von einem Bart fast verdeckt war. Seine Bekleidung bestand aus einem grauen, etwa acht Zentimeter breiten Lappen, der zunächst in der Art eines Gürtels umgebunden war, dann zwischen den Beinen hindurchging, um hinten an der Taille wieder befestigt zu werden. Oberhalb der Ellbogen umschlossen die Arme Binden aus geflochtenem trockenem Gras. Hinter eines dieser Armbänder war ein grünes Betelblatt gesteckt. Betelpfeffer ist ein Strauch mit großen Blättern, die würzig und scharf schmecken. Ein Nußstück von der Arecapalme wird in ein Betelblatt gewickelt, mit Kalk bestrichen und dann gekaut. Betel regt das Nervensystem an und ist unter vielen Völkern der tropischen Länder verbreitet. Hinter der Binde

am linken Arm steckte so etwas wie ein Messer aus einem glattgeschliffenen Stück Knochen. Der Papua war gut gebaut.

Der Gesichtsausdruck meines ersten Bekannten schien mir recht sympathisch zu sein. Aus irgendeinem Grunde dachte ich, daß er mir gehorchen würde, nahm ihn bei der Hand und führte ihn, nicht ohne gewissen Widerstand von seiner Seite, in das Dorf zurück.

Auf dem Platz fand ich meine Diener Olson und Boy, die mich suchten und es nicht fassen konnten, wohin ich verschwunden war. Olson schenkte dem Papua ein Stück Tabak, mit dem jener allerdings nichts anzufangen wußte. Er nahm das Geschenk schweigend und steckte es hinter den Armreif des rechten Armes neben das Betelblatt.

Während wir so in der Mitte des Platzes standen, zeigten sich hinter den Bäumen und Sträuchern noch andere Bewohner des Dorfes, die sich nicht entschließen konnten, herauszukommen, und jede Minute bereit waren, die Flucht zu ergreifen. Schweigend und ohne sich zu bewegen, standen sie in respektvollem Abstand, wachsam unsere Bewegungen verfolgend. Da sie sich nicht von der Stelle rührten, mußte ich jeden einzelnen bei der Hand nehmen und im wahrsten Sinne des Wortes zu unserer kleinen Gruppe heranschleppen.

Endlich hatte ich alle an einer Stelle versammelt.



Ermüdet setzte ich mich in ihrer Mitte auf einen Stein und beschenkte sie mit Glasperlen, Nägeln, Angelhaken und Streifen roten Stoffes. Den Zweck der Nägel und der Haken kannten sie anscheinend nicht, doch keiner lehnte sie ab.
Um mich herum standen etwa acht Papuas. Sie waren von unterschiedlichem Wuchs, und dem Aussehen nach wiesen sie eine gewisse, wenn auch unbedeutende Verschiedenheit auf. Die Hautfarbe variierte wenig.
Den schärfsten Kontrast zu dem Typ meines ersten Bekannten bildete ein Mann von überdurchschnittlichem Wuchs. Er war hager, hatte eine stark hervortretende Hakennase und eine sehr schmale, an den Seiten zusammengedrückte Stirn. Sein Gesicht war glatt rasiert. Das Haar war von dunkelbraunroter Farbe und türmte sich wie eine Mütze auf. Das Nackenhaar aber war in lockenartige Strähnen gedreht, die bis auf die Schultern herabfielen. In den Haaren steckten zwei Bambuskämme, geschmückt mit weißen und schwarzen Federn. An den Ohren hingen große Ohrringe aus Schildpatt. Durch die Nasenscheidewand war ein Bambusstäbchen von der Stärke eines sehr dicken Bleistiftes gesteckt, auf dem Ornamente eingeschnitzt waren. Am Halse hing ein Sack, der bis zum Gürtel reichte und mit den verschiedensten Dingen angefüllt war.

Bei vielen hing über der Schulter ein Steinbeil. Einige hielten Pfeil und Bogen in den Händen. Der Bogen hatte fast die Größe eines Menschen, der Pfeil war länger als ein Meter.
Da die Sonne bereits untergegangen war, beschloß ich, auf die Korvette zurückzukehren. Die ganze Schar begleitete mich bis zum Strand. Alle trugen Geschenke: Kokosnüsse, Bananen und zwei Ferkel von einer Wildschweinart. Alles wurde in die Schaluppe hineingelegt.
In der Hoffnung, die guten Beziehungen zu den Inselbewohnern noch mehr zu festigen, und um gleichzeitig den Offizieren der Korvette meine neuen Bekannten zu zeigen, schlug ich den um mich herumstehenden Papuas vor, mir auf ihren Pirogen das Geleit zu geben.
Nach langen Überlegungen verteilten sich fünf Mann auf zwei Pirogen. Die anderen aber blieben am Ufer, und wie es schien, rieten sie sogar den Wagemutigen dringend von diesem kühnen und riskanten Unternehmen ab.
Die eine der Pirogen nahm ich ins Schlepptau, und wir ruderten in Richtung unserer Korvette Witjas los. Auf halbem Wege beschlossen auch die Wagemutigen umzukehren. Durch Zeichen gaben sie mir zu verstehen, daß sie nicht weiter mitfahren wollten, und bemühten sich, das Schlepptau zurückzugeben, während die frei fahrende Piroge schnell

zum Ufer zurückkehrte. Einer von den Papuas versuchte sogar, das Seil mit seinem Steinbeil zu durchschlagen.
Nicht ohne Mühe brachten wir sie aufs Deck. Olson und Boy hatten sie fast mit Gewalt auf das Fallreep gehoben. Vor Angst zitterten sie am ganzen Körper und konnten sich ohne meine Unterstützung nicht auf den Beinen halten. Sie nahmen wahrscheinlich an, wir würden sie erschlagen. Inzwischen war es dunkel geworden. Unter das Vorderdeck wurde eine Laterne gebracht, und die Papuas beruhigten sich nach und nach. Sie wurden sogar lustig, als die Offiziere der Korvette ihnen verschiedene Dinge schenkten. Den Tee, mit dem wir sie bewirteten, tranken sie sogleich aus. Danach stiegen sie allerdings mit sichtlichem Vergnügen und in großer Eile über das Fallreep in ihre Piroge hinab und ruderten schnell zum Dorf zurück.

21. September

Nach dem Frühstück ging ich wieder in das Dorf. Mein erster Bekannter, der Papua Tui, und einige andere kamen mir entgegen.
An diesem Tage sollte auf der Korvette ein Gottesdienst abgehalten und der vorgeschriebene Kanonensalut aus Anlaß des Geburtstages des Zaren Konstantin Nikolajewitsch abgegeben werden. Ich beschloß, im Dorfe zu bleiben, um durch meine An-

wesenheit die Furcht, die das Schießen unter den Papuas hervorrufen könnte, etwas abzuschwächen. Bis zum Salut blieb noch genügend Zeit, und ich suchte mir einen geeigneten Platz für meine künftige Hütte aus.
Im Dorf selbst wollte ich nicht wohnen, auch nicht in seiner Nähe. Erstens weil ich weder den Charakter noch die Sitten meiner künftigen Nachbarn kannte; zweitens nahm mir die Unkenntnis der Sprache die Möglichkeit, ihr Einverständnis einzuholen. Meine Anwesenheit jedoch aufzudrängen hielt ich für taktlos. Drittens liebe ich den Lärm nicht und hatte Angst, daß mich in der Nähe des Dorfes das Schreien der Erwachsenen, das Weinen der Kinder und das Heulen der Hunde stören und belästigen würden.
Ich verließ also das Dorf und kam nach ungefähr zehn Minuten zu einer kleinen Landzunge, in deren Nähe ein Bach vorüberfloß und eine Gruppe großer Bäume stand. Dieser Platz erschien mir durchaus geeignet. Abgeschieden und in der Nähe des Baches gelegen, befand er sich gleichzeitig fast direkt auf dem Pfad, der die Nachbardörfer verband.
Nachdem ich so den Platz meiner künftigen Ansiedlung vorgemerkt hatte, beeilte ich mich, in das Dorf zurückzukehren. Doch ich kam gerade während des Salutes an. Wie es schien, riefen die Kanonenschüsse bei den Papuas mehr Erstaunen als Schrecken her-



vor. Bei jedem neuen Schuß versuchten sie, bald zu laufen, bald sich hinzusetzen oder sich auf den Boden zu legen. Sie stopften sich die Ohren zu und bebten am ganzen Körper, als hätten sie Fieber.
Ich war in einer sehr dummen Situation. Bei allem guten Willen, sie zu beruhigen und selbst ernst zu bleiben, konnte ich das Lachen nicht unterdrücken. Doch mein Lachen erwies sich als das wirksamste Mittel gegen ihre Furcht. Da Lachen überhaupt ansteckend ist, bemerkte ich bald, daß auch die Papuas meinem Beispiel folgten und zu lächeln begannen. Zufrieden, daß alles glatt abgelaufen war, kehrte ich auf die Korvette zurück.

22., 23., 24., 25. September

Alle diese Tage war ich mit dem Bau der Hütte beschäftigt. Gegen sechs Uhr morgens fuhr ich täglich mit den Zimmerleuten an Land und blieb dort bis zum Streichen der Flagge.
Meine Hütte ist sieben Fuß breit, vierzehn Fuß lang und durch eine Leinwandplane in zwei Räume geteilt. Den einen Raum bestimmte ich für mich, den anderen für die Diener.
Die Bretter, die wir mitgenommen hatten, reichten nicht aus, und deshalb konnten wir die Wände nur zur Hälfte aus Holz bauen. Für den oberen Teil und die beiden Türen dient eine Plane, die man zusammenrollen kann. Für das Dach wurden aus

Blättern der Kokospalme geflochtene Matten angefertigt. Mit dieser Arbeit hatte ich Boy beauftragt. Boy ist ein polynesischer Jüngling von der Insel Niue, die südöstlich im Stillen Ozean liegt.

Die Papuas zeigten sich kaum. Vermutlich waren sie durch das Schießen und die Anwesenheit so vieler Menschen erschreckt.

Am 25. September begann Boy das Dach zu decken, weil am nächsten Tage die Korvette abfahren sollte. Indessen kam mein Bekannter Tui und versuchte, mir durch seine ausdrucksvolle Mimik zu erklären, daß, sobald die Korvette fort wäre und wir drei zurückblieben, aus den Nachbardörfern die Einwohner – er zeigte auf den Wald – die Hütte zerstören und uns mit Speeren töten würden. Die Warnung Tuis sehr gut verstehend, gab ich mir dennoch den Anschein, als ob ich ihn nicht verstanden hätte. Dann begann er von neuem, die Namen der Dörfer aufzuzählen: Bongu, Gorendu, Gumbu, und zu zeigen, wie man die Pfosten zerhackte. Auf all das antwortete ich mit einer gleichgültigen Handbewegung und schenkte ihm einen Nagel.

Als ich auf die Korvette zurückkam, erzählte ich in der Messe von dem Vorfall. Leutnant Tschirikow, der auf der Witjas das Artilleriewesen unter sich hatte, schlug mir vor, einige Minen um mein Haus zu legen. Ein solches Verteidigungsmittel lehnte ich für den Fall äußerster Not nicht ab.

26. September

Den ganzen Morgen widmete ich der Korrespondenz nach Europa und den Vorbereitungen.
Da ich mehrere Jahre auf Neuguinea bleiben wollte, hatte ich schon längst beschlossen, mich der europäischen Nahrung zu entwöhnen. Ich wußte, daß die Pflanzungen der Papuas nicht arm sind und daß sie auch Schweine haben. In der Hauptsache aber konnte die Jagd mir immer Nahrungsmittel liefern.
Nach vielen Monaten, die ich auf dem Schiff auf hoher See verbrachte und in denen ich der Konserven schon weidlich überdrüssig geworden war, hatte ich mich bei der Versorgung mit Proviant im letzten Hafen vollkommen gleichgültig verhalten. Ich hatte einiges mitgenommen, jedoch so wenig, daß Pawel Nikolajewitsch Nasimow, der Kapitän, mir in liebenswürdiger Weise einen Teil seines Proviantes zur Verfügung stellte, was ich auch dankbar annahm.
Er schenkte mir außerdem die kleinste Schaluppe der Korvette, mit der im Notfall auch ein Mensch allein fertig werden kann.
Nach dem Frühstück begann ich mit dem Umzug. Mein kleiner Raum war bald mit Sachen überfüllt. Einen bedeutenden Teil der Kisten mußte man in das Haus stellen, um sie gegen Regen und Sonne sowie vor Plünderung zu schützen.

Unterdessen war Leutnant Tschirikow bereits seit den Morgenstunden mit dem Auslegen der Minen beschäftigt.
Beiläufig zeigte ich dem Kommandanten und den Offizieren die Stelle, an der ich im Falle einer ernsten Krankheit oder einer Gefahr meine Tagebücher und Aufzeichnungen vergraben würde. Diese Stelle befand sich unter einem großen Baum in der Nähe der Hütte.
Gegen drei Uhr bot die kleine Bucht, an der meine Hütte stand, ein sehr belebtes Bild. Mit einer Dampfbarkasse wurde das letzte Holz zur Korvette gefahren, Schaluppen und die Rettungsboote fuhren hin und her, und der Sechsriemer brachte meine Sachen an Land.
Dieser kleinen Bucht gaben wir den Namen „Konstantinhafen".

27. September

Um zwei Uhr morgens brachte ich die letzten Sachen in unsere Hütte. Sie war derart vollgestellt, daß man kaum Platz zum Schlafen fand. Trotz größter Müdigkeit konnte ich nicht einschlafen. Die Ameisen und die Mücken gaben keine Ruhe. Doch die Möglichkeit, wenigstens die Augen zu schließen, brachte mir bedeutende Erleichterung.
Gegen vier Uhr morgens kehrte ich auf die Korvette zurück, um die Briefe, die ich unbedingt abschicken

mußte, zu schreiben, da ich in meiner neuen Behausung durchaus keinen Platz dazu fand.
Ich dankte dem Kommandanten und den Offizieren der Korvette Witjas für alle mir uneigennützig erwiesenen Dienste, verabschiedete mich von allen, stieg in meine Schaluppe und fuhr endgültig an Land.
Als der Anker der Korvette sich über dem Wasser zeigte, befahl ich Olson, einem ehemaligen schwedischen Matrosen, die über dem Baum direkt an der Landzunge flatternde Fahne zu streichen. Doch als ich merkte, daß die Flagge nicht eingeholt wurde, ging ich selbst hin, um nachzusehen. Zu meinem Erstaunen und zu meiner Entrüstung bemerkte ich, daß meinem Diener, der mit Worten so tapfer war, die Hände zitterten und die Augen voller Tränen standen. Er schluchzte leise. Verärgert nahm ich die Flaggenleine aus seinen zitternden Händen und sagte, es sei noch nicht zu spät, er könne sofort in die Schaluppe steigen und zur Korvette fahren.
Inzwischen fuhr die Korvette aus dem Konstantinhafen hinaus, und ich salutierte selbst dem abfahrenden Schiff.
Ich mußte ernsthaft damit rechnen, daß die Inselbewohner nach Abfahrt des Schiffes mich jede Minute überfallen und meine Hütte mit den darin aufbewahrten Sachen zerstören können. Von nun an war ich ausschließlich auf mich selbst angewiesen.

Alles Weitere hing von meiner Energie, meinem Willen und meiner Arbeit ab.
Und wirklich, sobald die Korvette hinter dem Horizont verschwunden war, zeigte sich auf der benachbarten Landzunge eine Schar Papuas. Sie sprangen und liefen im Kreise herum. Es sah aus, als ob sie einen Tanz aufführten. Plötzlich hielten sie inne und schauten in meine Richtung. Vermutlich hatte einer von ihnen die russische Nationalflagge, die neben meiner Hütte flatterte, bemerkt. Sie liefen zusammen, besprachen sich, blickten wieder zu mir herüber, riefen etwas und verschwanden.
Bald danach kam Tui. Er wollte erkunden, ob ich geblieben sei oder nicht. Es war nicht mehr die frühere Gutmütigkeit, mit der er mich von Zeit zu Zeit anblickte. Argwöhnisch betrachtete er das Haus und wollte hineingehen, doch mit einer Geste und dem Wort „tabu" hielt ich ihn ab.
Ich weiß nicht, was auf ihn gewirkt hatte, die Geste oder das Wort, aber er kehrte auf seinen Platz zurück.
Mit Hilfe von Zeichen fragte Tui, ob die Korvette zurückkehren würde, worauf ich bestätigend antwortete. Da ich den Wunsch hatte, den Gast, der mich beim Ordnen der Sachen störte, loszuwerden, bat ich ihn, Kokosnüsse zu bringen, und schenkte ihm einen roten Lappen.
Tatsächlich entfernte er sich auch sofort, doch kaum

war eine Stunde vergangen, als er schon wieder mit zwei Knaben und einem erwachsenen Papua zurückkehrte. Sie alle sprachen fast nichts und sahen mich ernst an. Sogar der kleine Junge von etwa sieben Jahren war bei unserem Anblick in tiefe Nachdenklichkeit versunken. Tui versuchte einzuschlafen oder gab sich den Anschein, als wollte er schlafen, wobei er scharf auf meine Bewegungen achtete.

Ohne mich um meine Gäste zu kümmern, richtete ich meine neue Behausung ein.

Tui ging wieder um alle Minen herum und schaute mißtrauisch auf die Hebel mit den darangehängten Steinen und die Schnüre. Sie schienen ihn stark zu interessieren, doch er wagte nicht, sich ihnen zu nähern. Endlich verabschiedete er sich von uns, wobei er mit dem Kopf eine seltsame Bewegung nach hinten machte und etwas sprach, was ich allerdings nicht genau verstand und auch nicht die Zeit fand aufzuschreiben. Vom ersten Tage der Bekanntschaft mit den Papuas trage ich in meiner Tasche ständig ein Notizbuch, in das ich mir unbekannte Wörter der Papuasprache eintrage.

Gegen vier Uhr hörte man einen helltönenden, gedehnten Pfiff, und hinter den Sträuchern hervor traten die Papuas mit Speeren, Pfeilen, Knüppeln und Keulen.

Ich ging ihnen entgegen und lud sie durch Zeichen

ein, näher zu treten. Sie teilten sich in zwei Gruppen. Die einen, die ihre Waffen an die Bäume lehnten, brachten mir Kokosnüsse und Zuckerrohr, die anderen sechs blieben bei den Waffen.
Es waren die Einwohner des Dorfes Gumbu hinter der Landzunge, die heute früh nach der Abfahrt der Korvette am Strande herumgesprungen waren.
Ich schenkte ihnen verschiedene Kleinigkeiten und ließ sie gehen, nachdem ich ihnen gezeigt hatte, daß ich schlafen wollte.

OKTOBER

1. Oktober

Ich erwachte vor Sonnenaufgang und beschloß, in eines der Dörfer zu gehen; denn ich möchte mit den Papuas sehr gern nähere Bekanntschaft schließen.
Doch mich bewegte eine Frage: Sollte ich den Revolver mitnehmen oder nicht? Ich wußte natürlich nicht, wie ich im Dorf empfangen wurde. Doch nach einiger Überlegung kam ich zu dem Ergebnis, daß eine solche Waffe für mein Unternehmen in keiner Weise wesentlichen Nutzen bringen konnte. Sollte ich sie im Notfall gebrauchen und ungefähr sechs Mann zu Boden strecken, so war es sehr wahrscheinlich, daß mich in der ersten Zeit die Furcht schützen würde. Aber auf wie lange? Der Wunsch nach Rache und die zahlenmäßige Übermacht der

Inselbewohner würden schließlich die Furcht vor dem Revolver überwinden.
Außerdem haben Überlegungen vollkommen anderer Art meinen Entschluß gefestigt, unbewaffnet in das Dorf zu gehen.
Es scheint mir, daß der Mensch im voraus nicht wissen kann, wie er in einem noch nicht erprobten Falle handeln wird. Ich wußte nicht, wie ich zum Beispiel heute handeln würde, wenn ich einen Revolver am Gürtel habe und die Dorfbewohner mir feindlich gegenübertreten. Würde ich denn imstande sein, allen Feindseligkeiten der Papuas gegenüber vollkommen ruhig und gleichgültig zu bleiben? Überzeugt war ich aber, daß man durch eine Kugel, die zur unpassenden Zeit abgeschossen wird, niemals das Vertrauen der Papuas gewinnen kann.
Besuchen wollte ich das Dorf Gorendu, das meiner Hütte am nächsten lag. Doch im Walde geriet ich versehentlich auf einen anderen Pfad. Als ich meinen Irrtum bemerkte, beschloß ich, den Weg weiterzugehen; denn ich war überzeugt, daß er in ein Dorf führte.
Ich war wegen der bevorstehenden Begegnung mit den Papuas so in Gedanken versunken, daß ich erstaunt war, als ich mich vor einem Dorf befand. Vor welchem, davon hatte ich keine Ahnung.
Plötzlich erschien, einige Schritte von mir entfernt, ein Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren.

Schweigend blickten wir einander eine Sekunde lang verdutzt an. Mit ihm sprechen konnte ich ja noch nicht. An ihn heranzutreten bedeutete aber, ihn noch mehr zu erschrecken. Ich blieb also auf der Stelle stehen. Der Junge jedoch lief Hals über Kopf in das Dorf zurück. Einige laute Rufe, Gekreisch von Frauen, danach trat tiefste Stille ein.
Ich betrat den Platz. Eine Gruppe Männer, mit Speeren bewaffnet, stand in der Mitte. Sie unterhielten sich lebhaft, aber halblaut. Die anderen, ebenfalls bewaffnet, standen in einiger Entfernung. Es waren weder Frauen noch Kinder da. Sie hatten sich wahrscheinlich versteckt.
Als die Papuas mich erblickten, nahmen einige eine kriegerische Pose an, als ob sie ihre Speere auf mich werfen wollten. Ausrufe und kurze Sätze, die von verschiedenen Seiten des Platzes erklangen, veranlaßten sie, die Waffen zu senken.
Müde und vom Empfang unangenehm berührt, ging ich langsam vorwärts.
Als ich mich im Kreise umschaute, sah ich nirgends ein bekanntes Gesicht.
Ich blieb neben einer Barla, einer Art Tisch oder Bank, auf der die männlichen Papuas essen und ruhen, stehen, und einige Männer traten zu mir heran. Plötzlich flogen zwei Pfeile sehr nahe an mir vorüber. Ich weiß nicht, in welcher Absicht sie abgeschossen wurden. Die neben mir stehenden Papuas

begannen laut zu sprechen, vermutlich zu jenen, die die Pfeile abgeschossen hatten. Danach wandten sie sich an mich und zeigten auf den Baum, wohl um mir zu versichern, daß die Pfeile abgeschossen worden wären, um einen Vogel zu erlegen. Doch es gab auf dem Baum keinen Vogel.

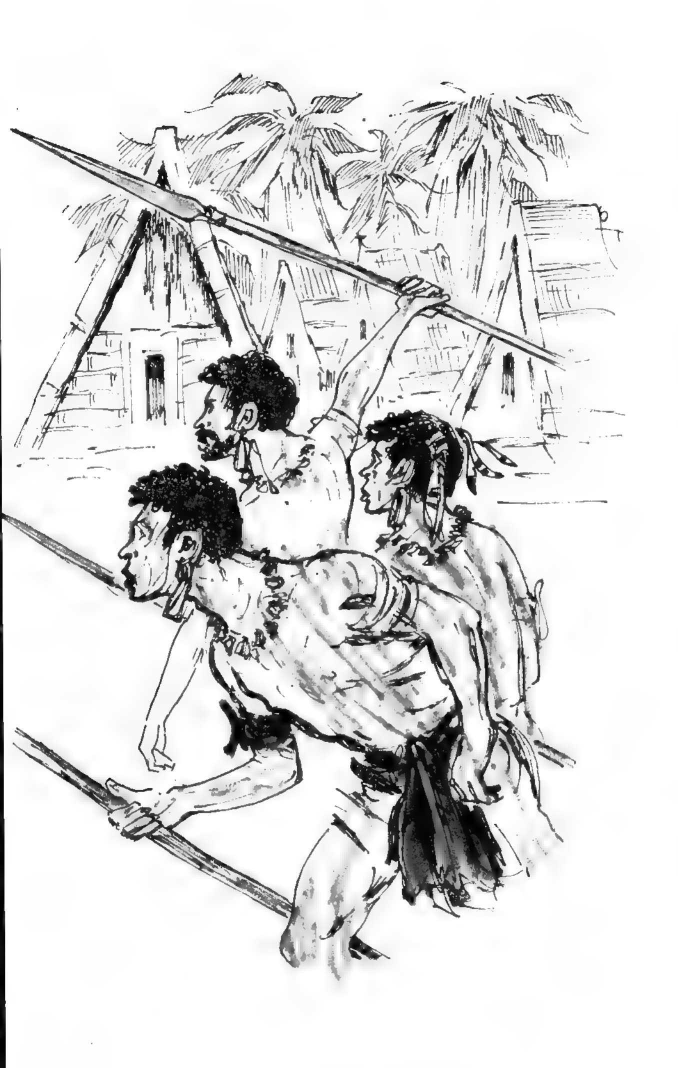
Ich nahm an, daß sie ganz einfach erfahren wollten, wie ich mich zu einer solchen Überraschung verhalten würde.

Als der erste Pfeil geflogen war, blickten mich viele an, als wollten sie meinen Gesichtsausdruck studieren. Doch außer einem Ausdruck von Müdigkeit und vielleicht einer gewissen Neugier haben sie vermutlich nichts entdeckt.

Um mich herum waren lauter finstere, beunruhigte, unzufriedene Gesichter. Als ob sie sagen wollten: Warum bist du gekommen, unser ruhiges Leben zu stören? Mir selbst ist es irgendwie peinlich geworden: Wahrhaftig, warum komme ich und falle diesen Menschen zur Last?

Keiner, mit Ausnahme von zwei oder drei Greisen, hatte sich von den Waffen getrennt.

Es kamen immer mehr Papuas. Vielleicht war ein anderes Dorf nicht weit entfernt, und der durch mein Erscheinen hervorgerufene Alarm war auch bis dahin gedrungen. Eine kleine Schar umringte mich. Zwei oder drei sprachen sehr laut und sahen mich feindselig an. Dabei fuchtelten sie mit den Speeren,



die sie in den Händen hielten. Einer von ihnen ging sogar so weit, daß er bei irgendeinem Satz, den ich natürlich nicht verstand, plötzlich mit dem Speer zum Wurf ausholte und beinahe mein Auge oder meine Nase getroffen hätte. Das war eine außerordentlich schnelle Bewegung. Natürlich lag es nicht an mir, daß ich nicht verletzt wurde. Ich hatte nicht einmal Zeit gefunden, mich von der Stelle zu rühren. Es war die Geschicklichkeit und Sicherheit des Mannes, der die Speerspitze einige Zentimeter vor meinem Gesicht zum Halten brachte. Ich trat etwa zwei Schritte zur Seite und hörte einige Stimmen, die sich wahrscheinlich über diese Handlung mißbilligend äußerten.

In diesem Augenblick war ich zufrieden, daß ich meinen Revolver zu Hause gelassen hatte. Ich war nicht davon überzeugt, daß ich mich sonst einem ähnlichen Experiment gegenüber ebenso kaltblütig verhalten hätte, wenn es meinem Gegner eingefallen wäre, es zu wiederholen.

Meine Lage war dumm. Da ich mich wegen Unkenntnis ihrer Sprache mit ihnen nicht unterhalten konnte, wäre es besser gewesen, fortzugehen. Ich war aber sehr müde, und der Weg nach Hause war weit. Warum sollte ich nicht hier schlafen?

Ohne lange zu überlegen, wählte ich im Schatten einen Platz aus, schleppte eine neue Bastmatte hin und streckte mich auf ihr mit allergrößtem Wohl-

behagen aus. Es war sehr angenehm, die vom Sonnenlicht ermüdeten Augen zu schließen.
Als ich das Vorgefallene nochmals überdachte, wurde mir bewußt, daß es sehr ernst hätte enden können. Gleichzeitig durchfuhr mich der Gedanke, daß es vielleicht nur der Anfang war, das Ende aber mir noch bevorstand! Doch wenn es mir schon beschieden sein sollte, erschlagen zu werden, war es dann nicht gleich, ob ich dabei stehen, sitzen, auf der Bastmatte liegen oder sogar schlafen würde?
Ferner dachte ich, daß, wenn man schon sterben sollte, das Bewußtsein, es würden dabei zwei, drei oder sechs Papuas ebenfalls ihr Leben verlieren, keineswegs ein sehr großes Vergnügen wäre. Ich war wiederum zufrieden, daß ich keinen Revolver mitgenommen hatte.
Ich wachte auf und fühlte mich sehr erfrischt. Dem Sonnenstand nach mußte es schon zwei Uhr gewesen sein. Also hatte ich etwas über zwei Stunden geschlafen.
Als ich die Augen öffnete, erblickte ich einige Dorfbewohner, die um die Bastmatte herum saßen. Sie unterhielten sich halblaut und kauten dabei Betel. Sie waren ohne Waffen und blickten schon nicht mehr so finster auf mich.
Ich habe es sehr bedauert, daß ich ihre Sprache noch nicht verstand.
Ich stand auf, nickte mit dem Kopf nach verschiede-

nen Seiten hin und ging auf dem gleichen Pfad nach Hause.
Abends besuchte mich Tui. Er bat sich von mir ein Beil aus und versprach, es bald zurückzugeben. Ich beeilte mich, die Bitte Tuis zu erfüllen, da es mich interessierte, was bei dieser Prüfung meiner Vertrauensseligkeit herauskommen würde. Das allerkurioseste dabei war, daß wir einander verstanden, obwohl ich die Sprache noch immer nicht kannte.
Die Papuas brachten mir am Morgen fünf Bambusstöcke für die Veranda.
Tui brachte mir ebenfalls Bambus, doch über das Beil fiel kein Wort.
Ich stellte fest, daß Bücher und Zeichnungen den Papuas als etwas besonders Schreckliches erscheinen. Als ich ihnen eine Porträtzeichnung aus irgendeiner illustrierten Zeitschrift zeigte, standen viele von ihnen auf und wollten fortgehen. Sie baten mich, diese Zeichnung schnell in das Haus zu tragen, und beruhigten sich erst, als ich ihrer Bitte nachgekommen war.
Ich hatte an der Ehrlichkeit Tuis zu Unrecht gezweifelt. Es war noch nicht sechs Uhr, als er bereits erschien und mir das Beil brachte. Zufrieden mit diesem Charakterzug meines Freundes, schenkte ich ihm einen Spiegel, mit dem er dann auch sofort ins Dorf lief, um mit seinem Geschenk zu prahlen.

Dieses Geschenk hatte vermutlich auch andere Papuas bewogen, mich zu besuchen. Sie brachten mir Kokosnüsse und Zuckerrohr. Meine Gegengabe waren eine leere Schachtel und Nägel von mittlerer Größe. Etwas später erschienen noch einige Männer, gleichfalls mit Geschenken. Jedem gab ich zwei Nägel von mittlerer Größe.

Es muß hervorgehoben werden, daß man in diesem Tausch keinen Kauf und Verkauf sehen darf, sondern eben einen Austausch von Geschenken. Dasjenige, von dem der eine viel hat, schenkt er, ohne unbedingt eine Gegengabe zu erwarten. Ich hatte die Inselbewohner schon einige Male auf die Probe gestellt. Für die von ihnen mitgebrachten Kokosnüsse, Zuckerrohr und anderes mehr gab ich ihnen nichts im Tausch. Sie forderten nichts und gingen fort, ohne ihre Geschenke zurückzunehmen.

Außerdem hatte ich bemerkt, daß meine Hütte und ihr Besitzer, das heißt ich selbst, auf die Papuas irgendeinen besonderen Eindruck machten. Sie konnten bei mir nicht ruhig sitzen bleiben. Sie blickten sich um, als erwarteten sie jede Minute das Erscheinen von etwas Ungewöhnlichem. Sehr wenige entschließen sich, mir in die Augen zu sehen, und sie wenden sich sofort ab oder bücken sich, wenn ich sie anblicke. Zwei- oder dreimal kamen zu mir Leute, die mich sehr zornig und feindselig ansahen.

Tui schickte mit einem seiner Söhne Schweinefleisch, Früchte des Brotfruchtbaumes, Bananen und Taro. Alles ist gut gekocht und akkurat in große Blätter des Brotfruchtbaumes eingewickelt.

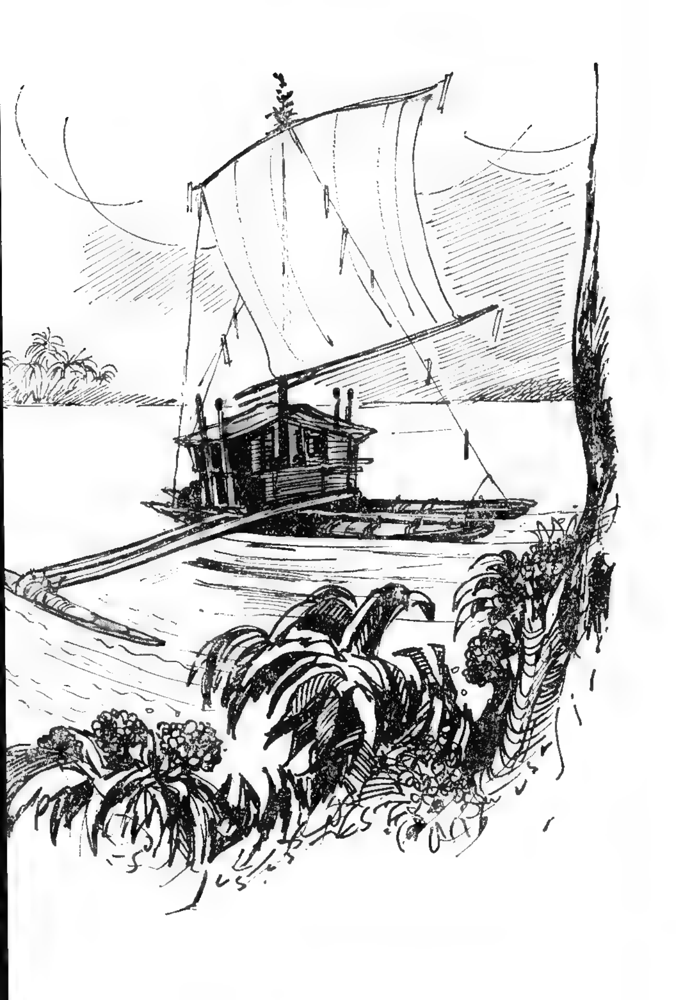
Taro ist eine Pflanze, deren Knollen reich an Stärke sind. Es ist die Hauptnahrung der Bewohner der Astrolabebai von März bis August. Die Blätter der Pflanze werden ebenfalls gegessen. Die gekochten Taroknollen heißen in der Papuasprache Bau.

6. Oktober

Gegen vier Uhr zeigte sich hinter dem Kap Obserwazija plötzlich ein Segel und danach eine große Piroge von besonderer Bauart. Auf ihr stand ein überdachter Raum, in dem Menschen saßen, während nur einer am Steuer stand und das Segel bediente.

Als die Piroge sich meiner kleinen Landzunge genähert hatte, wandte der Steuermann sich um, winkte zu uns herüber und schrie etwas. Eine so große Piroge habe ich hier in der Nachbarschaft noch nie gesehen. Sie steuerte nach Gorendu.

Fünf Minuten später tauchte eine zweite, noch größere Piroge auf. Auf ihr stand ein ganzes Häuschen oder, richtiger gesagt, eine Art Kammer. In ihr saßen etwa sechs oder sieben Mann, die vor den heißen Sonnenstrahlen durch ein Dach geschützt waren. Die beiden Pirogen hatten je zwei Masten,



von denen der eine nach vorn, der andere nach hinten geneigt war.
Ich konnte mir denken, daß meine Nachbarn ihren Gästen ein solch großes Wunder, wie es ein weißer Mensch ist, zeigen wollen, und bereitete mich deshalb zum Empfang vor. Und wirklich, nach einer Viertelstunde erschienen von zwei Seiten die Einwohner aus den Dörfern Gorendu und Gumbu mit ihren Gästen von der Insel Bili-Bili.
Die Leute aus Bili-Bili betrachteten alles mit großem Erstaunen und Interesse: die Kasserollen und die Teekanne in der Küche, meinen Klappsessel auf dem Vorplatz, den kleinen Tisch. Meine Schuhe und die gestreiften Socken erregten ihr Entzücken. Sie hörten nicht auf, den Mund immer wieder zu öffnen und gedehnt „ah-ah-ah . . .“, „eh-eh-eh . . .“ vor sich hin zu sprechen, mit den Lippen zu schmatzen und vor Erstaunen einen Finger in den Mund zu stecken.
Die Nägel, die ich ihnen gab, gefielen ihnen. Außer Nägeln verteilte ich an sie Glasperlen und rote Lappen. Das geschah zum großen Verdruß Olsons, dem es nicht gefiel, daß ich die Sachen umsonst weggab und daß die Gäste ohne Geschenke gekommen waren.
Die Bili-Bili-Leute hatten einen Teil der Haare sorgfältig mit rotem Ocker gefärbt. Stirn und Nase waren mit der gleichen Farbe bemalt. Bei einigen

war sogar der Rücken beschmiert. Viele trugen um den Hals einen Schmuck, der bis auf die Brust herabreichte und aus zwei Hauern eines Papuaschweines bestand. Dieser Schmuck, von den Einwohnern Gorendus Bul-ra genannt, wird von ihnen anscheinend sehr geschätzt. Ich bot ihnen im Tausch für eine Bul-ra ein Messer an, doch sie gingen auf einen solchen Tausch nicht ein, obwohl sie sehr gern ein Messer haben wollten. Mit meinen anderen Geschenken sehr zufrieden, gingen sie in ausgezeichneter Stimmung fort.

Ich war allerdings sehr erstaunt, als ich sie nach einer halben Stunde wiedersah. Dieses Mal waren sie mit Kokosnüssen und Bananen beladen.

Die Zeremonie der Überreichung von Geschenken hat hier ihre Gesetze. So bringt zum Beispiel jeder das Geschenk gesondert vom anderen und übergibt es selbst unmittelbar jener Person, für die es bestimmt ist. So geschah es auch heute. Jeder übergab ein Geschenk zuerst an mich, dann an Olson, aber bedeutend weniger, und an Boy noch weniger.

Die Bili-Bili-Leute blieben lange bei der Hütte. Beim Abschied deuteten sie mit Zeichen auf mich und auf meine Schaluppe, danach auf ihre kleine Insel, die in der Ferne zu sehen war, und erklärten durch Gesten, daß sie mich weder erschlagen noch auffressen würden, wenn ich zu ihnen auf die Insel käme, und daß es dort viele Kokosnüsse und Bana-

nen gäbe. Als sie sich verabschiedeten, drückten sie meinen Arm oberhalb des Ellbogens. Zwei, denen ich aus irgendeinem Grunde etwas mehr geschenkt hatte als den anderen, umarmten mich mit dem linken Arm und riefen: „O Maklai! O Maklai!" Dann gingen sie einige Schritte, blieben wieder stehen, wandten sich halb um und hoben den Arm, die Hand zur Faust geballt. Das war ihr letzter Abschiedsgruß, nach dem sie schnell entschwanden.

10. Oktober

Heute hatte mich der erste heftige Fieberanfall aufs Krankenlager geworfen. Wie sehr ich mich auch zusammennahm, ich mußte mich dennoch niederlegen und den ganzen Tag liegen bleiben. Es war gräßlich.

12. Oktober

Heute war Olson an der Reihe. Als ich aufgestanden war, knickten meine zitternden Beine zusammen.

Boy behauptet ebenfalls, daß er nicht gesund sei. Meine Hütte ist jetzt ein richtiges Lazarett.

Heute habe ich von Tui die Namen verschiedener Dörfer, die ich von meiner kleinen Landzunge aus sehen kann, erfahren. Jede unbedeutende kleine Landzunge und jeder kleine Bach haben ihre besonderen einheimischen Namen. So heißt zum Beispiel die kleine Landzunge, auf der meine Hütte steht

und wo vor mir nie jemand gewohnt hatte, Garagassi. Das Kap Obserwazija gegenüber heißt Gabina. Das Dorf, das ich am Abend meiner Ankunft im Konstantinhafen besuchte, heißt Gorendu. Danach kommt Bongu, weiter Male und dann Bogadjim. Das Dorf Gorima liegt an der kleinen Landzunge, in der Nähe der Insel Bili-Bili. Östlich von Garagassi liegt das Dorf Gumbu, wo es mir am ersten Tag nicht gelungen war zu landen. Danach kommt Maragum und noch weiter das Dorf Rai.
Wenn ich Tui so ausfragte, mußte ich mich über seine Aufgewecktheit wundern. Ich schrieb mir natürlich die Namen auf und zeichnete eine Skizze von der Bucht. In dieser Skizze markierte ich die ungefähre Lage der Dörfer. Tui hatte das begriffen. Ich überprüfte einige Male die Aussprache der Dorfnamen, indem ich sie laut vorlas, wobei Tui nicht nur zwei Bezeichnungen verbesserte, sondern sogar die Kartenskizze selbst.

27. Oktober

Als Olson mir das Frühstück auf die Veranda brachte, teilte er mir mit, daß Tui schon lange in der Küche sitze.
Nachdem ich den Tee getrunken hatte, ging ich in die Küche und erblickte dort tatsächlich einen Papua, doch einen, der mir vollkommen unbekannt war.

Ich betrachtete ihn, konnte mich aber trotzdem nicht erinnern, wo und wann ich ihn gesehen hatte. Ich vermutete, daß der Unbekannte zusammen mit Tui gekommen war, Tui selbst aber schon fortgegangen wäre. Wie groß war aber mein Erstaunen, als Olson mich fragte, ob ich denn Tui nicht erkenne. Ich blickte meinen Gast wieder an. Lächelnd zeigte er auf die Glasscherben und auf seine Oberlippe. Nun sah ich, daß er seinen Schnurrbart und einen Teil des Bartes abrasiert hatte. Das hatte das Gesicht meines alten Bekannten derart verändert, daß ich ihn zunächst nicht erkannt habe.
Die Oberlippe und das Kinn waren ausgezeichnet ausrasiert. Er hatte diese Operation so kunstfertig durchgeführt, daß auch nirgends ein Kratzer zu sehen war.
Die Entdeckung, daß man sich mit Glas bequem rasieren kann, Tui war vollkommen selbständig darauf gekommen, wird den Wert zerschlagener Flaschen stark heben. Davon überzeugte ich mich sofort, als ich sah, mit welcher Freude Tui einige Glasscherben von Olson als Geschenk in Empfang nahm. Die Ähnlichkeit des zerschlagenen Glases mit abgeschlagenen Splittern des Feuersteines oder mit Muschelstücken, die von den Papuas zum Schneiden benutzt werden, erklärt leicht Tuis Entdeckung. Gleichzeitig damit beweist sie sowohl die Beobachtungsgabe als auch den Wunsch der Papuas,

sich mit den für sie neuen Gegenständen praktisch bekannt zu machen.
Als ich meine Veranda betrat, machte ich eine unangenehme Entdeckung. Das Dach, mit dem ich mich etwa fünf Stunden abgemüht hatte, läßt wieder Wasser durch. Jetzt war mir klar, daß nicht die Materialien und auch nicht die Lage der Blätter schuld sind, sondern die zu geringe Neigung des Daches. Daraus erklären sich die steilen Dächer der Hütten auf den Inseln des Stillen Ozeans. Es sind in der Hauptsache die Höhe und die Steilheit der Dächer, die sie regendicht machen.

30. Oktober

Heute morgen regnete es zum erstenmal zu dieser Tageszeit. Ob nicht schon die Regenzeit des Jahres beginnt?
Nach dem Regen war ich Zeuge eines originellen Fischfanges.
Es war Ebbe. Kleine Fische, die wohl von Haifischen verfolgt wurden, warfen sich hin und her, wobei sie manchmal aus dem Wasser sprangen. Hinter den Bäumen am Ufer trat Tui hervor und beobachtete ihre Bewegung. Die Fische, die wahrscheinlich von ihrem Feind arg bedrängt wurden, schossen plötzlich auf das Ufer zu. Mit einigen Sätzen befand sich Tui neben ihnen. Das Wasser reichte ihm fast bis an die Knie, und der Grund

war gut zu sehen. Plötzlich vollführte Tui einen energischen Sprung, und einer von den Fischen war gefangen.
Tui fing sie mit dem Fuß. Zunächst drückte er den Fisch mit der Fußsohle gegen den Grund, darauf hob er ihn in die Höhe, indem er den Fisch mit der großen Zehe und der zweiten Zehe erfaßte. Er beugte das Knie, streckte die Hand aus, löste die Beute und legte sie in einen Sack. Danach bückte sich Tui schnell, ergriff einen Stein und warf ihn mit voller Kraft ins Wasser. Den sofort getöteten Fisch hob er ebenfalls mit dem Fuß auf.
Alles wurde nicht nur äußerst kunstgerecht, sondern auch sehr graziös vollführt. Tui aber ist bei weitem kein junger Mann mehr. Er ist, wie mir scheint, etwa fünfundvierzig Jahre oder älter.
Der Zustand Boys beginnt mich zu beunruhigen. Das Fieber ist anscheinend vorüber, doch die Temperatur ist trotzdem bedeutend höher als normal. Der Husten, der ihn nach seiner Angabe schon einige Jahre plagt, ist anscheinend in den letzten Wochen infolge der Geschwulst stärker geworden. Es sind schon beinahe zwei Wochen, daß er fest liegt und fast nichts ißt. Daß er nicht ißt, muß teilweise auf den Volksglauben, ein Kranker dürfe nur sehr wenig essen, zurückgeführt werden.

NOVEMBER

2. November

Nach der Tagesarbeit lag ich abends ruhig in der Hängematte auf der Veranda. Obwohl erst dreiviertel sieben Uhr, war es doch schon sehr dunkel. Die schwarzen Wolken des sich nähernden Gewitters rückten immer mehr und mehr heran. Plötzlich begann meine Hängematte zu schaukeln, dann folgte ein Stoß, doch dieses Mal schwankte nicht nur die Hängematte, sondern auch das Dach, die Wände und die Pfosten meines Hauses. Der aus der Küche herbeigelaufene Olson fragte mich unentwegt: „Wird es noch ein Erdbeben geben, und wird es stärker sein oder nicht?"

Nach etwa zwei Stunden, ich saß in der Hütte, spürte ich, wie die Erde von neuem zu schwanken begann, diesmal stärker und anhaltender als vorher.

Nachdem ich das Erdbeben in das meteorologische Journal eingeschrieben hatte, legte ich mich schlafen. Doch zuvor bat ich Olson, mich zu wecken, falls er nachts irgend etwas Ähnliches bemerken sollte.

Nachts wurde ich wirklich wach. Meine Koje und der Fußboden unter mir schwankten von neuem. Alles hatte sich bereits beruhigt, als ich die Stimme Olsons vernahm, der mich erst jetzt wecken wollte.

4. November

Sechs Wochen sind bereits seit meiner Bekanntschaft mit den Papuas vergangen. Aber sie haben bei mir noch keine Waffe gesehen. Natürlich liegt sie bei mir zu Hause. Selbst wenn ich in den Wald gehe, nehme ich nur selten einen Revolver mit. Besuche ich aber die Dörfer, so nehme ich ihn grundsätzlich niemals mit.

Diese Waffenlosigkeit kommt den Papuas sehr seltsam vor. Sie wollten schon in Erfahrung bringen, ob ich bei mir zu Hause einen Speer und Pfeil und Bogen habe. Sie boten mir sogar Waffen von sich an. Doch ich lachte, schob ihre Speere und Pfeile beiseite und erklärte ihnen, daß ich dieser Waffen nicht bedürfe.

Es waren ungefähr zwanzig Mann und alle bewaffnet. Mein Verhalten machte sie sehr stutzig. Sie blickten auf ihre Waffen, auf das Haus, auf mich und redeten lange miteinander.

Ich lasse sie, solange es möglich ist, in dieser Beziehung in Unkenntnis.

9. November

Der Morgen war feucht und frisch. Es waren nur zweiundzwanzig Grad Celsius.

Als ich Tee auf der Veranda trank, erblickte ich Tui, der ebenfalls die Frische des Morgens empfand und, da er keine passende Kleidung für diese

Temperatur besaß, einen primitiven, doch bequem transportablen „Ofen" mitbrachte. Es war ein dikkes, glimmendes Holzscheit.
Er trat näher heran und setzte sich an der Veranda nieder. Es war komisch mit anzusehen, wie er das glimmende Holzscheit bald vor die Brust, bald an die Seiten oder zwischen die Füße hielt, je nachdem, welcher Teil seines Körpers am meisten fror.
Bald danach kamen noch einige Einwohner von Bongu. Unter ihnen war ein Mann von niedrigem Wuchs mit wildem und scheuem Gesichtsausdruck. Da er sich nicht entschließen konnte, zu mir zu kommen, trat ich selbst an ihn heran. Er wollte schon davonlaufen, wurde aber von den anderen zurückgehalten. Als er mich anblickte, lachte er lange und begann dann auf der Stelle zu hüpfen. Augenscheinlich hatte ihn der Anblick des ersten weißen Menschen in solch seltsamen Zustand versetzt.
Die Bongu-Leute erklärten mir, daß dieser Mann aus dem weit entfernten Bergdorf Maragum gekommen sei. Er wollte mich und mein Haus sehen.
Alle hatten „Wärmespender" mitgebracht. Einige trugen anstatt eines Scheites ein akkurat zusammengeschnürtes Schilfbündel. Sie setzten sich vor meinen Sessel, legten die glimmenden Holzscheite und das Schilf in der Art eines Lagerfeuers zusammen und wärmten sich. Ich habe mehr als einmal be-

merkt, daß die Papuas glimmende Holzscheite mit sich tragen, um unterwegs ihre Zigarren anzuzünden.
Die Papuas der Nachbardörfer beginnen, mich weniger zu scheuen. Die Sache kommt in Schwung. Meine Politik der Geduld und der Nichtaufdringlichkeit hat sich als richtig erwiesen. Nicht ich gehe zu ihnen, sondern sie kommen zu mir. Nicht ich bitte sie um etwas, sondern sie mich, und sie beginnen mich zu verehren.
Ärgerlich ist, daß ich ihre Sprache noch so wenig verstehe. Ich bin überzeugt, daß die Kenntnis der Sprache das einzige Mittel zur Beseitigung des Mißtrauens ist. Nur wenn man ihre Sprache versteht, kann man die Bräuche der Papuas, die wahrscheinlich sehr interessant sind, kennenlernen.

23.November

Ich hatte einen der kleinen Vögel geschossen, die auf den hohen Bäumen am Hause so sehr schreien. Ihr Name in der Papuasprache ist Koko. Dieser Name ist nichts anderes als eine Lautnachbildung seines Schreies. Wenn er schreit, so hört man die Silben koko sehr deutlich heraus. Der Koko ist ein Laubenvogel von blau-schwarzer Farbe und etwa so groß wie eine Dohle. Er baut sein Nest aus kleinen Zweigen auf der Erde in der Form einer Laube. Sein Nest schmückt er mit Blumen aus.

27. November

Heute ist Vollmond. Gegen neun Uhr besuchten mich zwei junge Leute aus Gorendu-Assol und Wuanwum. Sie waren mit roter und weißer Farbe bemalt, mit Blättern und Blüten geschmückt und befanden sich auf dem Weg nach Gumbu, wo sie die Nacht verbringen wollten.

Bei den Inselbewohnern sind mit dem Vollmond besondere Zusammenkünfte verbunden. Sie besuchen sich gegenseitig in den Dörfern, sind dabei reicher geschmückt als gewöhnlich, und ihre Lieder klingen bis Garagassi herüber.

So war es auch in der vergangenen Nacht. Olson weckte mich und fragte, ob ich die Schreie gehört hätte und ob alle meine Gewehre geladen seien. Ich hatte kaum Zeit gefunden zu antworten, als im Wald, aus der Richtung Gorendus, ein lauter, durchdringender Schrei erklang. Der Schrei war sehr seltsam. Es schrien vermutlich mehrere Menschen.

Olson sagte mir, daß er in den letzten fünf Minuten schon mehrere ähnliche Töne gehört hätte. Der erste Schrei war so laut und durchdringend und kam ihm so schrecklich vor, daß er mich weckte in der Meinung, es sei ein Signal zum Überfall.

Ich stand auf und ging auf den Vorplatz hinaus. Aus vielen Dörfern klangen einförmige Trommelschläge des Barum, wie die Papuas ihre Trommel nennen, herüber. Der Vollmond zeigte sich soeben

hinter den Bäumen, und mir wurde sofort klar, daß die lauten Schreie zu Ehren des Mondaufganges ausgestoßen wurden. Ich riet Olson, nicht auf den Überfall zu warten, sondern weiterzuschlafen.

30. November

In meinem Leben hier, an diesem entlegenen Ort, gibt es eine große Bequemlichkeit. Man kann alles am Hause stehen- und liegenlassen, ohne daß etwas gestohlen wird.
Die Inselbewohner haben bisher noch nichts angerührt. In zivilisierten Gegenden ist eine solche Annehmlichkeit undenkbar. Dort erweisen sich häufig sogar Schlösser und Polizei als nicht ausreichend.

DEZEMBER

3. Dezember

Ich ging in das Dorf Gorendu nach Kokosnüssen. Gewöhnlich machte ich mich durch einen lauten Pfiff bemerkbar, um den Frauen Zeit zu lassen, sich zu verstecken.
Dieses Dorf macht auf mich stets einen angenehmen Eindruck. In ihm ist alles so sauber, grün und gemütlich. Es hat nicht viel Einwohner. Sie schreien nicht und empfangen mich jetzt ohne allerlei geräuschvolle Demonstrationen, wie das früher üblich war. Nur die Vögel, die von Baum zu Baum fliegen



oder schnell zwischen ihnen hindurchflattern, stören die wohltuende Ruhe.
Ich setzte mich auf die Barla und aß frisch gebackene Süßkartoffeln, die bei den Papuas Degarguli heißen.
Bald versammelten sich etwa acht Mann neben der Barla, auf der ich saß, und trugen nacheinander ihre Wünsche vor. Der eine wollte einen großen Nagel haben, der andere ein Stück rotes Tuch, dem dritten tat der Fuß weh, und er bat um ein Pflaster und einen Schuh.
Ich hörte schweigend zu. Als sie geendet hatten, bat ich um einige grüne Kokosnüsse. Zwei Jungen warfen sich eine Schlinge um die Füße, kletterten schnell auf eine Kokospalme und warfen die Nüsse herunter. Ich zeigte mit den Fingern, wieviel Kokosnüsse ich haben möchte, und trug ihnen auf, sie in das Tal Maklai, in mein Haus, zu tragen, was auch geschah.

6. Dezember

Boy leidet sehr. Ich glaube nicht, daß er noch lange leben wird. Der andere Invalide sitzt und läßt ebenfalls den Kopf hängen.
Tui war bei mir zu Besuch. Er saß auf meiner Veranda und teilte mir unter anderem mit sehr ernster Miene mit, daß Boy bald sterben wird, daß Wil, so nennen die Inselbewohner Olson, krank ist und daß Maklai allein zurückbleiben wird. Hierbei erhob er

den Finger und fuhr, indem er nach beiden Seiten zeigte, fort: „Es werden die Leute aus Bongu und Gumbu kommen“ – er zeigte auf alle seine Finger und alle seine Zehen und wollte damit zum Ausdruck bringen, daß viele Menschen kommen würden – „und Maklai erschlagen.“

Hier zeigte er sogar, wie man mir mit dem Speer den Hals, die Brust und den Bauch durchbohren wird, und sprach in singendem Ton kummervoll aus: „O Maklai! O Maklai!“

Ich tat so, als ob ich diese Worte für einen Scherz hielte, und sagte, daß weder Boy noch Wil, noch Maklai sterben werden, worauf mich Tui etwas ungläubig anschaute und fortfuhr, mit einer Klagestimme gedehnt zu sprechen: „O Maklai! O Maklai!“

Diese Unterhaltung ist, wie mir scheint, um so interessanter, weil es erstens wirklich eintreten kann, zweitens aber, weil meine Nachbarn aller Wahrscheinlichkeit nach neulich darüber gesprochen haben; denn hätte Tui sonst die alte Frage, ob ich erschlagen werden könnte, nochmals berührt?

Es ist bedauerlich, daß man ewig auf der Hut sein muß. Übrigens wird es den Schlaf nicht stören.

Es kamen etwa acht Papuas aus Gorendu und Male. Unter ihnen war Tui. Ich war in guter Stimmung und gab jedem Gast aus Male ein Geschenk.

Tui und Lali fragten mich plötzlich: „Wird die Kor-

vette einmal wiederkommen?" Eine bestimmte Antwort konnte ich natürlich nicht geben. Aber ich konnte in ihrer Sprache nicht sagen: „Sie wird kommen, doch wann, das weiß ich nicht." Ich bin ebensowenig in der Lage, eine große Zahl in der Papuasprache auszudrücken.

Ich wollte sehr gern erfahren, wie meine Nachbarn rechnen. So nahm ich einige Papierstreifen und schnitt sie quer durch. Eine Handvoll davon gab ich einem Einwohner aus Male und sagte, daß jedes Stück Papier zwei Tage bedeute. Sofort umringte ihn die ganze Schar. Der Papua zählte an den Fingern ab. Doch da schien etwas nicht in Ordnung zu sein, die anderen behaupteten jedenfalls, daß er nicht zählen könnte. Die Papierschnipsel wurden einem anderen übergeben.

Dieser setzte sich wichtig hin, rief noch einen zu Hilfe, und sie begannen zu zählen. Der erste, der die Papierstückchen auf den Knien ausbreitete, wiederholte bei jedem Schnipsel: „Nare, nare", das bedeutet eins. Der andere wiederholte das Wort nare und bog dabei einen Finger ein. Als der Papua bis zehn gezählt und alle Finger der beiden Hände eingebogen hatte, ließ er die beiden Fäuste auf die Knie sinken und sagte: „Zwei Hände." Danach bog ein dritter Papua einen Finger ein, bis der zweite Zehner voll war. Mit dem dritten Zehner verfuhr man ebenso. Die übriggebliebenen Papierschnipsel

machten keinen vierten Zehner aus, und deshalb ließ man sie unberücksichtigt. Alle waren anscheinend zufrieden.
Allein, ich mußte sie wiederum in Verlegenheit bringen. Ich nahm einen Abschnitt auf, zeigte zwei Finger und fügte hinzu: „Bum, bum." Bum heißt in der Papuasprache Tag. Wieder begann das Gerede. Schließlich wurden die Papierschnipsel in ein Blatt eines Brotfruchtbaumes eingewickelt und sorgfältig verschnürt. Vermutlich wollten sie die Schnipsel im Dorf noch einmal nachzählen.
Dieser Vorgang war für mich sehr interessant.
Das Mißtrauen der Papuas und ihre Furcht vor mir sind natürlich sehr unangenehm. Solange sie mir nicht trauen, werde ich bei ihnen nichts erreichen. Boy wird kaum noch viele Tage leben. Olson ist ein solcher Feigling, daß die Inselbewohner in seiner Gegenwart das Haus plündern und niederbrennen könnten. Doch sobald ich die Sprache der Papuas besser erlernt habe, werde ich nicht mehr zu Hause sitzen.
Einige Instrumente und Schreibutensilien werde ich eingraben. Ich denke, daß sie in der Erde besser aufgehoben sind als zu Hause unter Olsons Schutz.

8. Dezember

Neulich, bei Anbruch der Nacht, so etwa gegen zwölf Uhr, wurde ich von vielen Stimmen und einem

grellen Licht aus tiefstem Schlaf geweckt. Wahrscheinlich näherten sich einige Pirogen, oder sie waren bereits da.
Olson begann zu jammern: „Sie kommen, sie kommen!“
Ich trat auf die Veranda hinaus und wurde von sechs in hellem Fackelschein stehenden Papuas empfangen. Sie waren mit Pfeilen und Speeren bewaffnet und riefen mich unaufhörlich beim Namen.
Ich rührte mich nicht von der Stelle, da ich nicht genau wußte, was sie von mir wollten. Olson aber steckte mir die Doppelflinte zu und sagte dabei: „Lassen Sie sie nicht weitergehen.“
Mir war klar, daß der Schuß aus einer Schrotflinte die große Schar der Papuas, die die Wirkung der Feuerwaffen noch nicht kannten, in die Flucht jagen würde. Deshalb wartete ich ruhig ab, um so mehr, als ich bekannte Stimmen zu erkennen glaubte.
Und wirklich, als sie nach dem Wort „gina“, komm her, mit dem ich sie empfangen hatte, auf dem Platz vor der Veranda zusammenliefen, übergab mir jeder einen kleinen Fisch. Ich befahl dem etwas beschämten Olson, die Fische, die er schon lange essen wollte, einzusammeln.

13. Dezember

Obwohl ich sehr müde bin, möchte ich die Ereignisse des Tages noch heute aufschreiben. Die Er-

zählung wird wahrheitsgetreu geraten, solange die Empfindungen noch nicht durch einige Stunden Schlaf verwischt sind.
Jetzt ist es genau elf Uhr fünfzig Minuten abends. Ich sitze bequem in einem grünen Sessel und beschreibe im Scheine einer flackernden Lampe die heutigen Ereignisse.
Als ich morgens aufgestanden war, hielt ich es in meiner gegenwärtigen Lage für besser, alles vorzubereiten, um bei dem ersten Anzeichen einer Gefahr meine Papiere und alle Aufzeichnungen zu vergraben. Denn Tui kam mir heute wirklich wieder verdächtig vor. Sein Verhalten erinnerte irgendwie an Spionage. Er ging um unsere Hütte herum, blickte sich aufmerksam um, schaute mit großem Interesse in das Zimmer Olsons hinein und rief einige Male: „O Boy, o Boy!“ Danach kam er zu mir und bat zudringlich, daß ich Boy nach Gumbu bringen lassen sollte. Er fiel mir damit so auf die Nerven, daß ich in das Zimmer ging und ihn zwang, fortzugehen.
Zu Mittag spürte ich einen leichten Fieberanfall. Er äußerte sich in quälender Gähnsucht, einem Kältegefühl und einem Zucken im ganzen Körper. Ich war den ganzen Morgen auf den Beinen und hielt es für vernünftiger, mich nur dann hinzulegen, wenn das Fieber schlimmer wurde.
Mich besuchten drei Einwohner aus Gorendu. Einer von ihnen schaute in das Zimmer Olsons. Als er Boy

nicht stöhnen hörte, fragte er, ob er noch am Leben sei. Ich bejahte seine Frage. Die Papuas kamen wieder mit dem Vorschlag, Boy mitzunehmen. Wozu sie ihn brauchen, kann ich mir gar nicht vorstellen. Ihn als Feind zu fürchten haben sie nicht nötig. Vielleicht möchten sie in ihm einen Verbündeten gewinnen? Jetzt war es aber dafür doch zu spät.

Ich ging ins Haus, weil ich noch einige schriftliche Arbeiten erledigen wollte. Doch das Stöhnen Boys veranlaßte mich, in sein Zimmer hineinzuschauen. Der Unglückliche wälzte sich, vor Schmerzen gekrümmt, auf dem Fußboden. Ich eilte zu ihm, nahm ihn wie ein Kind in die Arme, legte ihn in die Koje und ging in mein Zimmer.

Zum zweiten Male stürzte etwas auf den Fußboden. Ich hob Boy wieder auf das Bett. Seine kalten Hände hielten mich fest, als wollte er mir etwas sagen und könnte es nicht. Der Puls war schwach, setzte manchmal aus, und die Gliedmaßen wurden merklich kalt.

Nachdem ich ihn aufs neue gebettet hatte, ging ich zum Strand hinunter, wo Olson an der Schaluppe arbeitete. Ich sagte ihm, daß Boy in etwa anderthalb bis zwei Stunden sterben werde. Obwohl wir diesen Tod bereits zwei Wochen lang erwartet und schon häufig davon gesprochen hatten, machte diese Nachricht auf Olson doch einen starken Eindruck.

Wir gingen zusammen ins Zimmer. Boy wälzte sich auf dem Boden und rang die Hände. Es jammerte einen, ihn anzuschauen, so sehr litt er. Ich nahm aus der Apotheke eine Flasche mit Chloroform und träufelte einige Tropfen auf Watte, die ich an die Nase des Sterbenden hielt.

Nach etwa fünf Minuten beruhigte er sich. Er murmelte noch etwas und war offenbar erleichtert. Ich nahm die Watte fort. Olson stand vollkommen fassungslos da und fragte, was man jetzt tun solle. Ich erklärte ihm kurz, daß wir den Leichnam heute nacht ins Meer werfen würden. Jetzt aber müsse er einige Steine sammeln und sie in die Schaluppe legen, und zwar möglichst große Steine, damit der Körper sofort auf den Grund hinabsinkt.

Olson gefiel dieser Auftrag nicht besonders, und ich mußte einige Gründe anführen, die ihn überzeugten.

Ich hatte nämlich nicht die Absicht, ihn am Tage vor den Augen der Inselbewohner zu bestatten. Um sicher zu sein, daß alles getan werde und hauptsächlich genügend Steine bereitgelegt würden, ging ich selbst zur Schaluppe.

Als ich zurückkehrte, sah ich in Boys Zimmer. Dort war es völlig dunkel. Stöhnen war nicht zu hören. Tastend ging ich bis an die Hand des Sterbenden heran. Der Puls hatte aufgehört. Während wir zu dem Bach nach Steinen gegangen waren, starb er

ebenso schweigend, wie er während seiner ganzen Krankheit dagelegen hatte.
Es war Zeit, den toten Boy zu bestatten. Das mußte mit großer Vorsicht geschehen, damit unsere Nachbarn nichts bemerkten.
Wir hatten noch nicht einmal zu rudern begonnen, als vor uns ein Licht auftauchte. Danach ein zweites, ein drittes... ein zehntes Licht. Es waren elf Pirogen, die sich auf uns zu bewegten. Die Papuas würden uns unbedingt an Land besuchen oder, wenn sie die Schaluppe erspähten, nahe an uns herankommen. Ihre hellbrennenden Fackeln würden den langen Sack beleuchten, der ihre Neugier wecken mußte. Mit einem Wort, es sollte das, was ich nicht wünschte, eintreten. Sie erfuhren nun doch von dem Tod Boys.
„Kann man denn Boy nicht im Walde verstecken?" schlug Olson vor. Doch jetzt war der Sack mit den Steinen und dem Körper zu schwer dafür, um ihn zwischen den Bäumen herumzuschleppen, und übrigens mußten die Papuas bald hiersein.
„Wir werden kräftiger rudern", sagte ich, „vielleicht entwischen wir dann."
Es folgten zwei oder drei kräftige Ruderschläge. Doch was war das? Die Schaluppe rührte sich nicht von der Stelle. Wir waren auf ein Riff oder auf eine Sandbank aufgefahren. Die Papuas näherten sich immer mehr.

Mit allen Kräften begannen wir uns mit den Rudern abzustoßen, doch erfolglos. Unsere dumme Situation war für mich sehr unangenehm. Ich war trotz der zahlreichen Haifische schon bereit, ins Wasser zu springen, um die Schaluppe von der Sandbank herunterzustoßen. Schließlich kam mir die glückliche Idee, unsere Bordwand zu untersuchen. Dabei stieß meine Hand plötzlich auf ein Hindernis. Es war das Seil, mit dem die Schaluppe am Ufer festgemacht war. Es hatte sich zwischen den Steinen festgeklemmt und hinderte das Boot an der Weiterfahrt.

Erleichtert griff ich nach dem Messer, schnitt das Seil durch, und die Schaluppe war wieder flott.

Wir legten uns von neuem in die Riemen und begannen kräftig zu rudern. Die Papuas waren genau wie gestern auf Fischfang ausgefahren. Ihre Feuer leuchteten immer näher und näher. Man konnte bereits die Stimmen deutlich hören.

Ich steuerte die Schaluppe quer zu ihrer Fahrtrichtung, tauchte die Ruder so leise wie möglich ins Wasser, damit die Papuas uns nicht bemerkten.

„Wenn sie Boy sehen, werden sie sagen, daß wir ihn erschlagen haben, und werden uns am Ende gar noch töten“, bemerkte Olson.

Die Meinung Olsons teilte ich nicht ganz, aber ich wollte jedenfalls den Papuas in diesem Augenblick nicht begegnen.

In den Pirogen waren insgesamt dreiunddreißig Personen. Je drei Mann in einer Piroge. Sie waren gut mit Pfeilen und Speeren bewaffnet, und im Bewußtsein ihrer Überlegenheit hätten sie sich die Umstände vortrefflich zunutze machen können. Doch auch wir hatten Chancen. Zwei Revolver konnten die ganze Schar in die Flucht jagen.
Wir ruderten, und weil wir kein Licht auf der Schaluppe hatten, wurden wir nicht bemerkt. Die Papuas waren eifrig beim Fischen. Die Nacht war still und sehr dunkel.
Olson stellte freudig fest, daß sich die Pirogen entfernten und daß uns keiner gesehen hatte. Ruhig setzten wir unseren Weg fort. Als wir uns ungefähr eine Meile von der kleinen Landzunge Gabina entfernt hatten, ließen wir den Sack mit der Leiche über Bord gleiten und kehrten nach Haus zurück.

14. Dezember

Als ich aufgestanden war, befahl ich Olson, in seinem Teil der Hütte alles so zu lassen, wie es gewesen war, als Boy noch lebte, und im Falle eines Besuches der Papuas dessen Tod mit keinem Wort zu erwähnen.
Tui ließ auch nicht lange auf sich warten. Er erschien mit zwei Unbekannten. Tui sprach wieder von Boy. Voller Eifer erklärte er mir, daß jener Mann, der mit ihm gekommen sei, Boy unbedingt

heilen würde, wenn ich den Kranken nach Gumbu ließe. Ich gab eine ablehnende Antwort.
Um ihre Gedanken von Boy abzulenken, kam ich auf den Einfall, ein Experiment mit ihrer Empfänglichkeit für überraschende Eindrücke zu machen.
Ich nahm die Untertasse, auf der mein Teeglas gestanden hatte, wischte sie ganz trocken, goß ein wenig Spiritus hinein, stellte die Untertasse auf die Veranda und rief meine Gäste.
Danach nahm ich ein Glas Wasser, trank selbst ein wenig davon und gab es einem Papua, damit er sich überzeugen konnte, daß es Wasser war.
Die Anwesenden folgten jeder meiner Bewegungen mit größtem Interesse.
Ich goß zu dem Spiritus auf der Untertasse einige Tropfen Wasser hinzu und zündete den Spiritus an. Die Männer standen mit halboffenem Mund da und atmeten pfeifend die Luft ein, hoben die Brauen und traten zwei Schritte zurück. Ich verspritzte danach den brennenden Spiritus auf die Treppe und auf die Erde. Die Papuas sprangen zurück, voller Furcht, daß ich auch auf sie Feuer spritzen würde. Sie waren anscheinend so verblüfft, daß sie sofort wegliefen, als fürchteten sie etwas noch Schrecklicheres.
Doch nach etwa zehn Minuten erschienen sie wieder. Dieses Mal aber schon in großer Anzahl. Es waren Gäste aus Bongu, Bili-Bili und von der Insel

Karkar. Alle waren festlich geputzt und trugen reichen Schmuck, der aus diesem oder jenem Material, je nach ihrem Wohnsitz, angefertigt war. So waren meine Nachbarn, die wenig Fischfang treiben, vorzugsweise mit Blumen, Blättern und Samen geschmückt. Aber die Bewohner von Bili-Bili und Karkar, die am offenen Meer und vom Fischfang leben, trugen Schmuck aus Muscheln, Fischknochen und Schildpatt.

Alles in allem waren es nicht weniger als vierzig Personen. Drei oder vier hatten ausgesprochen schöne Gesichter. Jeder trug sein Haar etwas anders. Sie schmückten ihre Frisuren mit Kämmen, die bunte Federn zierten. Außerdem färbten sie ihr Haar noch mit roter oder schwarzer Farbe. Bei vielen Gästen aus Karkar war das Ohrläppchen in der Form einer großen Öse ausgeweitet.

Die Gäste blieben länger als zwei Stunden bei mir. Die Ankömmlinge hatten von dem brennenden Wasser durch Tui erfahren, und sie alle wollten es sehen.

Als ich ihre Bitte erfüllt hatte, war die Wirkung unbeschreiblich. Die meisten liefen in wilder Flucht davon und baten mich, das Meer nicht anzuzünden. Viele blieben auf der Stelle stehen. Sie waren so verwundert und erschreckt, daß man glaubte, die Beine versagen ihnen den Dienst, wenn sie sich vom Fleck rühren.

Als sie fortgingen, luden mich alle zu sich ein. Wir trennten uns als Freunde.
Nur einige Papuas aus Karkar und aus Bili-Bili waren geblieben. Sie baten um Leder, mit dem sie ihre eiternden Wunden bedecken wollten. Die Fliegen flogen in Schwärmen hinter ihnen her, fielen ihnen lästig und quälten sie. Ich konnte ihnen nicht ernstlich helfen. Um ihre Qualen zu erleichtern, behandelte ich ihre Wunden mit Karbolwasser. Aus einer Wunde hatte ich Hunderte von Larven herausgezogen.
Besonders sorgfältig behandelte ich die Wunden am Fuß eines Kindes von etwa fünf Jahren, das der Vater mitgebracht hatte. Der Vater war so gerührt, daß er mir aus Dankbarkeit seine Muschelkette schenkte.

27. Dezember

Heute besichtigte ich den Inhalt einer der Taschen, die die Papuas ständig mit sich tragen.
In dem Beutel habe ich viel Interessantes gefunden. Außer zwei großen Knochenmessern gab es Knochen, die an einem Ende geschliffen und geschärft waren und als Hebel oder als Messer dienten. In einem kleinen Bambusfutteral lagen vier zugespitzte Knochen. Sie ähneln einer Lanzette, einer Nadel oder einer Ahle. Außerdem fand ich eine Muschel mit einer gezahnten unteren Kante, die die Papuas

zum Ausschaben der Kokosnüsse verwenden. Weiterhin befanden sich in dem Beutel ein längliches Stück Kokosnußschale, das einen Löffel ersetzte, und ein großer Nagel. Er war sorgfältig auf einem Stein geschliffen und mit Rinde sehr akkurat umwickelt. In einem solchen Zustand konnte er als handliche Ahle dienen. All diese Instrumente waren für ihre Zwecke sehr gut geeignet.
Die Papuas flechten kunstvoll vielerlei Schmuck, wie zum Beispiel Armbänder oder Haarbänder aus verschiedenen Pflanzenfasern. Doch sonderbar, sie flechten keine Matten, für die sie Material im Überfluß haben.
Die Körbe, die sie aus Blättern der Kokospalme flechten, behandeln sie sehr schonend; denn mit den primitiven Werkzeugen aus Steinen und Knochen ist keine Arbeit sehr leicht. So müssen zum Beispiel an einem Bäumchen von etwa vierzehn Zentimeter Durchmesser zwei Papuas mit ihren Steinäxten eine halbe Stunde arbeiten, wenn sie den Baum sachgemäß fällen wollen. All ihren Schmuck müssen sie mit Hilfe eines Steines anfertigen, der in der Form eines Beiles geschliffen ist, oder mit geschliffenen Knochen. Man muß sich nur wundern, wie sie mit solchen urzeitlichen Instrumenten recht gute Hütten und Pirogen bauen, denen manchmal sogar ein hübsches Ornament nicht fehlt.

29. Dezember

Ich ging nach Gorendu, um die Dorfbewohner daran zu erinnern, daß sie mir schon lange keine frischen Kokosnüsse gebracht hatten.

„Wir haben sie deshalb nicht gebracht", erwiderten die Papuas im Chor, „weil die Tamo russ viel Kokospalmen gefällt haben und es jetzt wenig Nüsse gibt." Mit Tamo russ sind die russischen Menschen, die Matrosen gemeint.

In der Annahme, daß sie übertreiben, und sollte es auch wirklich vorgekommen sein, so doch nur ausnahmsweise, schlug ich vor, mir zu zeigen, wo die gefällten Bäume liegen. Sie sprangen auf und liefen zu den gefällten Stämmen der Kokospalmen, die direkt am Dorf lagen. Auf die Stämme weisend, sprachen sie vor sich hin: „Kokosnüsse darf man essen, doch die Bäume fällen ist nicht gut."

Sie hatten recht, und ich mußte schweigen.

Das Jahr 1872

JANUAR

4. Januar

Olson überredete mich, angeln zu fahren. Doch wie ich es erwartet hatte, haben wir nichts gefangen. Die Einwohner von Gorendu und Bongu waren ebenfalls auf Fischfang. Ich steuerte meine Schaluppe zu

den drei nächsten Lichtern, um zu sehen, wie sie es anstellen. Als ich ziemlich nahe herangefahren war, rief ich sie an; auf den Pirogen entstand eine Verwirrung. Die Lichter erloschen sofort, und die Pirogen verschwanden in der Dunkelheit, in der Richtung auf das Ufer zu.

Die Ursache ihrer Flucht und der plötzlichen Dunkelheit war die Anwesenheit von Frauen auf den Pirogen, die man bei meinem Erscheinen eiligst an Land brachte. Ich konnte das aus den herüberklingenden Frauenstimmen schließen.

Die Männer aber sind zurückgekehrt. Nach etwa zwei Minuten war die Schaluppe von einem Dutzend Pirogen umringt, und fast jeder überreichte mir einen oder zwei Fische. Danach entfernten sie sich und setzten ihren Fang fort.

Auf der Plattform einer jeden Piroge lag ein Berg zu Bündeln zusammengebundenen langen, trockenen Grases. Der am Bug der Piroge stehende Papua zündete eines dieser Bündel an und beleuchtete damit die Wasseroberfläche. Auf der Plattform stand ein zweiter Mann mit einer Harpune, die er in das Wasser schleuderte. Die Harpune ist so gebaut, daß sie von selbst aus dem Wasser auftaucht, wenn sie die Beute getroffen hat, während die Fische zwischen den Zinken bleiben. Der dritte Papua saß am Heck und steuerte die Piroge.



11. Januar

Ich habe im Verlauf von vierunddreißig Stunden drei heftige Fieberanfälle gehabt. In Wirklichkeit sind nicht die Inselbewohner, nicht die tropische Hitze und nicht der dichte Wald die wahren Wächter Neuguineas.

Der mächtigste Verbündete der dortigen Bevölkerung bei der Verteidigung vor fremden Eroberern ist der kalte Schauer und danach das glühende Fieber. Es erwartet die Ankömmlinge in den ersten Sonnenstrahlen und in der feurigen Glut des Mittags, es lauert auf die Unvorsichtigen in den letzten Schatten des Tages. Die kalten, stürmischen Nächte sind ihm genauso recht wie die stillen Mondabende. Sogar der Allervorsichtigste wird ihm kaum entgehen. Zunächst wird er seine Anwesenheit nicht spüren. Doch bald wird es sich zeigen, daß seine Beine wie mit Blei gefüllt sind, daß die Gedanken durch Schwindelanfälle unterbrochen werden, daß kalter Schauer über Arme und Beine läuft, daß die Augen gegen das Licht empfindlich werden, während die Augenlider kraftlos zufallen. Gesichte, irgendwelche riesigen Ungeheuer, schwimmen langsam und traurig an seinen Augen vorüber. Allmählich geht der kalte Schauer in Hitze über, in eine trockene, fortwährende Hitze, und die Gesichte beginnen ihren phantastischen Tanz.

Mein Kopf ist schwer, meine Hand zittert zu sehr,

als daß ich weiterschreiben könnte. Jetzt ist es erst neun Uhr, doch ich fühle, daß das Beste, was ich tun kann, ist, mich ins Bett zu legen.
Gegen zwölf Uhr erschienen einige Leute aus Bongu und luden mich zu sich ein.
Obgleich es zu regnen begann, nahm ich die Einladung an. Meine Sprachkenntnisse waren schon so weit fortgeschritten, daß ich die Erklärung vieler Dinge, die mir bisher unverständlich blieben, verstehen würde.
Ich zog es vor, in der Schaluppe nach Bongu zu fahren.
Einige Dorfbewohner standen bis an den Gürtel im Wasser und erwarteten mich, um mich ans Ufer hinüberzutragen. Als ich zum Abmarsch ins Dorf fertig war, lief einer von den Jungen voraus, um meine Ankunft anzukündigen. Mir folgten ungefähr fünfundzwanzig Einwohner Bongus. Von dem sandigen Strand führte ein ziemlich gut festgetretener Pfad zum Dorf, das vom Meer aus nicht zu sehen war. Etwa fünf Schritte vor den ersten Hütten waren Anzeichen einer bewohnten Ortschaft weder zu sehen noch zu hören, und erst bei einer scharfen Biegung erblickte ich das Dach der ersten Hütte, die direkt am Wege stand. Dahinter lag ein kleiner Platz, der von einem Dutzend Hütten umgeben war.
Die Hütten der Papuas bestehen fast ausschließlich aus einem Dach, sehr niedrigen Wänden und klei-

nen Türen. Da sie keine Fenster haben, ist es im Innern dunkel. Ihr einziges Mobiliar sind Pritschen.

Außer den privaten Wohnhütten, in denen einzelne Familien wohnen, gibt es in den Dörfern auch noch andere Bauten, die der Gemeinschaft gehören. Die Papuas nennen sie Buambramra. Das sind große scheunenartige Gebäude, bedeutend größer und höher als die anderen Hütten. Sie haben gewöhnlich keine Vorder- und Hinterwand und manchmal auch keine Seitenwände. Oft bestehen sie nur aus einem hohen Dach, das auf Pfählen ruht und fast bis an die Erde herabreicht.

Unter diesem Dach sind auf der einen Seite Pritschen zum Sitzen oder Liegen angebracht. Hier wird auch das Geschirr für die gemeinschaftlichen Feste aufbewahrt.

Von solchen Gemeinschaftshäusern, die einzig und allein Männern zugänglich sind, gibt es in Bongu fünf oder sechs, fast auf jedem Platz eines.

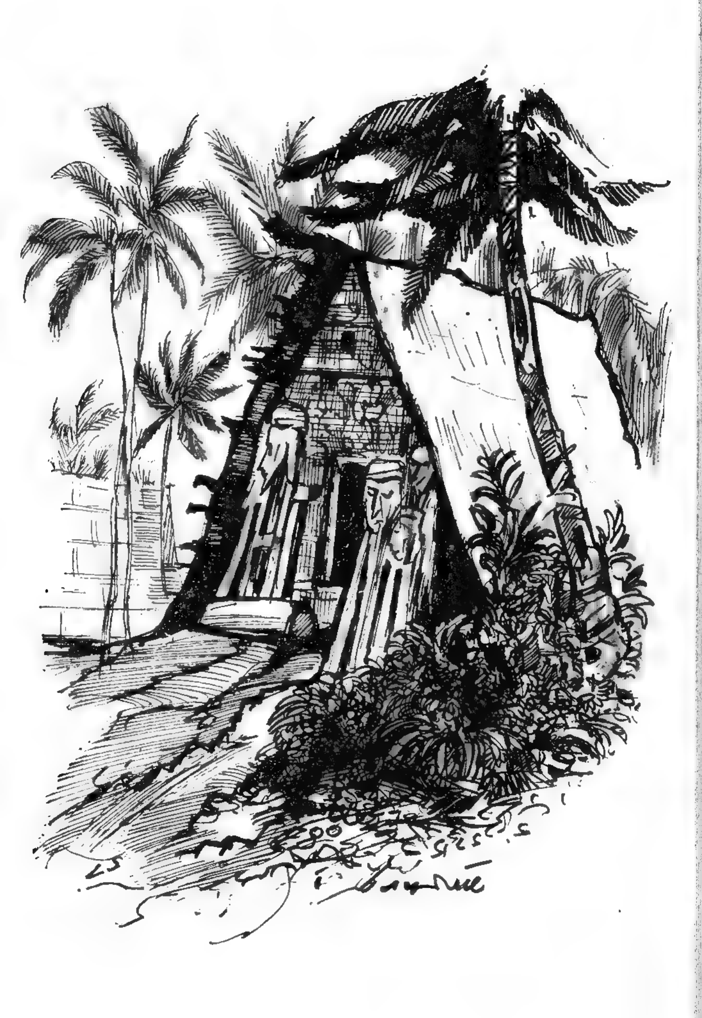
Zunächst führte man mich zu dem ersten von ihnen und danach zu allen anderen. In jedem dieser Häuser erwartete mich eine Gruppe Papuas, und in jedem ließ ich einige Stücke Tabak und ein paar Nägel für die Männer zurück und Streifen roten Baumwollstoffs für die Frauen, die die Männer auch heute irgendwo versteckt haben. Jedenfalls hatte ich keine einzige Frau gesehen.

Das Dorf Bongu ist größer als Gorendu, mindestens dreimal so groß. Wie in Gorendu stehen die Hütten auch hier unter Kokospalmen und Bananenstauden und sind um kleine Plätze gruppiert, die untereinander durch kurze Pfade verbunden sind.
Nachdem ich endlich das ganze Dorf besichtigt und alle meine Geschenke verteilt hatte, setzte ich mich auf die Pritsche der großen Buambramra. Das Dach reicht fast bis auf die Erde herunter und wird in der Mitte von drei kräftigen Pfosten gestützt. Es ist ein wenig nach außen gewölbt und sehr solide gearbeitet. Man kann sicher sein, daß es jedem Platzregen standhalten und ein Jahrzehnt überdauern wird. Über der Pritsche sind verschiedene Waffen aufgehängt, Geschirr aus Ton und Holz steht auf Wandbrettern, und unter der Pritsche sind alte Kokosnüsse aufgehäuft. Alles scheint solid und bequem zu sein.
Nachdem ich mich ein wenig ausgeruht und alles ringsumher angeschaut hatte, ging ich weiter.
Bei der einen Buambramra war der obere Teil der hinteren Wand mit weißer, schwarzer und roter Farbe ausgemalt. Zum Unglück regnete es, und ich konnte diese urtümlichen Darstellungen von Fischen, der Sonne, den Sternen und anscheinend auch von Menschen nicht abzeichnen.
In einer anderen Buambramra fand ich endlich das, was ich schon lange suchte, und zwar einige aus

Holz geschnitzte Figuren. Die größte von ihnen war über zwei Meter hoch und stand in der Mitte neben der Pritsche, die andere von ungefähr anderthalb Meter Höhe neben dem Eingang, und die dritte, eine sehr alte, die nichts mehr taugte, lag auf der Erde. Ich setzte mich nieder und zeichnete alle drei ab, wobei ich mich mit den Dorfbewohnern unterhielt, die mich ausfragten, ob es solche Telume in Rußland gäbe und wie sie dort genannt würden. Die Telume stellen bei den Papuas verstorbene Mitglieder der Sippe dar.
Die Sonne stand schon tief, als ich, nach gegenseitigem Händeschütteln und von dem Ruf „eh mem!" begleitet, den Heimweg antrat.

25. Januar

Es ist lächerlich und ärgerlich, einzugestehen, daß ich erst heute weiß, wie das Wort gut in der Papuasprache heißt. Bisher habe ich mich schon zweimal geirrt. Es ist sehr schwer, die Bedeutung eines Wortes zu erfahren, das keinen Gegenstand bezeichnet. Wie soll man den Papuas zum Beispiel erklären, daß man gern wissen möchte, wie das Wort gut heißt?
Der Betreffende steht vor dir und begreift, daß du irgendein Wort wissen willst. Du nimmst einen Gegenstand, von dem dir bekannt ist, daß er ihm gefällt, und danach nimmst du in die andere Hand



einen, der deiner Meinung nach für ihn gar keinen Wert hat. Danach zeigst du ihm den ersten Gegenstand, sagst „gut“ und bemühst dich dabei, ein zufriedenes Gesicht zu machen. Der Mann weiß, daß, nachdem er das Wort in deiner Sprache gehört hat, er das seine sagen muß, und sagt auch irgendeins. Dann zeigst du den anderen Gegenstand, machst eine saure Miene und wirfst ihn verächtlich fort. Zu dem Wort schlecht sagt er ebenfalls ein Wort. Versuchst du das aber einige Male mit verschiedenen Menschen, so kommen verschiedene Wörter heraus.

Das mir jetzt anscheinend richtig bekannt gewordene Wort für gut habe ich auf Umwegen erfahren, wofür ich genau zehn Tage brauchte. Da ich gesehen habe, daß die erste Methode der Kritik nicht standhält, fing ich an, den Gesprächen der Papuas zuzuhören. Um das Wort gut zu erfahren, versuchte ich, die Bedeutung von schlecht kennenzulernen. Das ist mir gelungen. Dennoch war ich aber nicht ganz von meinem Erfolg überzeugt und nahm zu einer List Zuflucht. Ich gab den Papuas verschiedene salzige, bittere und saure Stoffe zum Probieren und hörte aufmerksam zu, was sie ihren Kameraden sagten. Auf diese Weise habe ich in Erfahrung gebracht, daß schlecht, garstig, alles, was nicht gut ist, durch das Wort borle ausgedrückt wird. Mit Hilfe des Wortes borle, das sich für alle verständlich er-

wies, gelang es mir, von Tui die Bedeutung für das Wort gut zu erfahren. Gut heißt in der Papuasprache aue.

FEBRUAR

9. Februar

Morgens hatte ich mich recht weit verirrt. Aus dem Walde kam ich auf einen Pfad hinaus. Er führte mich zu einem Zaun, hinter dem ich einige mir bekannte Einwohner von Gorendu sah. Unter ihnen befanden sich auch Frauen. Sie arbeiteten. Unnötige Kleidungsstücke hatten sie abgelegt. An Stelle von langen Schurzen aus Fransen, die sonst vorn und hinten getragen werden, hatten sie, ebenso wie die Männer, nur einen Gürtel an, der aber schmaler als bei den Männern war. Sobald ich mich nur zeigte, versteckten sich die Frauen sofort hinter den Stämmen des Zuckerrohrs und kamen, solange ich auf der Pflanzung war, nicht wieder zum Vorschein.
Die Pflanzung ist erst vor kurzem angelegt worden. Der Zaun von Mannshöhe ist ganz neu und sehr fest gebaut. Er besteht aus Knüppeln, die sehr nahe aneinander in die Erde getrieben sind. In der Mehrzahl sind es Zuckerrohrstämme, die, mit zwanzig Zentimeter Abstand, in zwei Reihen gesetzt wurden. Der Zwischenraum ist mit zerhackten Ästen, Zuckerrohrstämmen und Baumholz ausgefüllt. Diese ganze Masse Reisig wird mit Schilfrohr fest zusam-

mengebunden. Das Schilfrohr treibt wieder Wurzeln und wächst mit jedem Jahr höher und verleiht dem Zaun Festigkeit.
Die Pforte oder das Tor ist durch einen Ausschnitt im Zaun ersetzt, so daß man eine Schwelle von etwa zwei Fuß Höhe überschreiten muß. Diese Vorsichtsmaßnahme ist gegen Wildschweine gerichtet, die sonst in die Pflanzung eindringen könnten.
Einige über Kreuz angelegte Wege teilen den großen umzäunten Raum in Parzellen, auf denen sich recht hohe, halbrunde Beete erheben. Die Erde ist sorgfältig zerkleinert. Auf jedem Beet sind verschiedene Pflanzen eingesetzt: süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Tabak und viele andere Gewächse, die ich nicht kenne.
All das wird durch sehr großen Fleiß mit zwei primitiven Geräten erreicht. Das eine ist ein einfach zugespitzter Pfahl von mehr als zwei Meter Länge und das zweite eine schmale Schaufel von einem Meter Länge.
Der Bearbeitungsprozeß besteht in folgendem: Zwei, drei oder mehr Männer stellen sich in einer Reihe auf und stoßen ihre Pfähle alle zugleich möglichst tief in die Erde hinein; danach heben sie, ebenfalls alle zugleich, eine längliche Erdscholle hoch. Die anderen Männer zerschlagen sie mit Pfählen in kleinere Schollen. Ihnen folgen Frauen mit schmalen Spaten. Sie zerschlagen die großen Erd-

klumpen, machen die Beete und zerreiben die Erde sogar mit den Händen.

14. Februar

Heute hatte mir Tui, der mit anderen Gästen aus Gorendu gekommen war, zum ersten Mal gebackene Taroknollen mitgebracht. Nach kurzer Zeit kamen noch Gäste aus einem weit entfernten Bergdorf. Von meinen Nachbarn unterscheiden sie sich weder durch ihr Aussehen noch durch ihre Haarfarbe oder den Schmuck.

Als ich sie in den Spiegel blicken ließ, waren ihre erstaunten und bestürzten Gesichter sehenswert. Einige wandten sich ab und blickten danach aufs neue vorsichtig in den Spiegel. Zum Schluß aber hatte ihnen das fremde Ding so gefallen, daß sie es sich gegenseitig fast aus den Händen rissen.

Als die Gäste fortgegangen waren, bemerkte Olson, daß aus unserer Küche ein Messer verschwunden war. Er sagte mir, er habe einen Einwohner aus Gorendu, der zu Besuch war, in Verdacht. Das ist der erste Diebstahl, der von den Papuas begangen wurde, und gerade deshalb kann ich ihn nicht unbeachtet lassen und muß Maßnahmen gegen die Wiederholung ähnlicher Fälle ergreifen.

Heute konnte ich allerdings nicht ins Dorf gehen, um den Dieb zu überführen. Man mußte sich um die Schaluppe kümmern, die stark zu lecken begann.

16. Februar

Ich war mit der Schaluppe beschäftigt, als ein Einwohner Gorendus atemlos ankam und erklärte, daß ihn Tui schicke. Er sei beim Fällen eines Baumes schwer am Kopfe verletzt worden; jetzt läge er im Sterben.

Ich nahm alles Notwendige zum Verbinden mit und eilte ins Dorf. Der Verletzte ruhte, halb liegend, auf der Bastmatte und war über mein Kommen anscheinend sehr erfreut. Als er sah, daß ich verschiedene Sachen zum Verbinden mitgebracht hatte, nahm er willig den Verband, der aus Kräutern und Blättern bestand, von seinem Kopf. Die Wunde lag etwas über der Schläfe. Sie hatte ziemlich lange, zerfetzte Ränder.

Ich hatte vergessen, eine gebogene Wundschere mitzunehmen, um die Haare neben der Wunde abzuschneiden.

Mit der großen, die ich bei mir hatte, habe ich die Wunde nur gereizt. Die feingekräuselten Haare, die vom Blut zusammengeklebt waren, hatten sich in eine feste Kruste verwandelt.

Nachdem ich Tui verbunden hatte, erzählte ich ihm und dem alten Bau von dem gestrigen Diebstahl und sagte, daß ich einen der Einwohner Gorendus im Verdacht hätte. Beide beteuerten mir voller Eifer, daß es schlecht wäre, doch daß der im Verdacht stehende Mann das Messer zurückgeben würde.

Zum Frühstücken ging ich nach Garagassi. Dieses Mal dachte ich an die Schere und kehrte damit nach Gorendu zurück. Neben mir und Tui, dem ich die Wunde auswusch, versammelte sich eine ganze Gesellschaft. Darunter befand sich ebenfalls der vermutete Dieb.

Als ich mit dem Verbinden fertig war, wandte ich mich direkt an diesen Menschen und sagte: „Bring mir mein Messer!"

Er zog das Messer ganz ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, heraus und reichte es mir. Später erfuhr ich, daß dies auf das Verlangen aller Einwohner von Gorendu hin geschah.

Als ich fortging, zeigte Tui auf ein großes Bündel Schilfpflanzen hin. Diese Schilfpflanze wächst auf den Plantagen im Januar und Februar. Die Blüten des Schilfrohrs werden gedämpft oder gebacken und dann gegessen. Das war wahrscheinlich das Honorar für die ärztliche Behandlung. Tui wollte Tabak im Tausch für sein Bündel nicht nehmen, doch ich habe ihm trotzdem den Tabak dagelassen. Er sollte nicht denken, ich hätte ihm nur wegen des Honorars geholfen.

Am Abend kamen viele Einwohner aus Gorendu und machten mir den Vorschlag, zu ihnen überzusiedeln. Sie beteuerten, daß die Gorendu-Leute mir dort sehr bald ein Haus bauen würden.

18. Februar

Als ich morgens nach Gorendu kam, fand ich Tui in einem bedeutend schlechteren Zustand vor als vorgestern. Die Wunde eiterte stark. Über dem Auge und sogar unter ihm hatte sich eine beträchtliche Geschwulst ausgebreitet.

Gewohnheitsgemäß bereitete ich die Einwohner Gorendus auf mein Kommen durch einen Pfiff vor, damit sich die Frauen verstecken konnten; denn meine Nachbarn mögen sie mir nicht zeigen. Ich hatte häufig gemerkt, daß meine Handlungsweise den Papuas recht war. Sie gewannen die Überzeugung, daß ich mich ihnen gegenüber offen verhalte und nicht mehr zu sehen wünsche, als sie selbst mir zeigen wollen.

Bei meinem Pfiff verstecken sich immer alle Frauen, alt und jung, in den Büschen oder in den Hütten. Heute war es ebenso.

Beim Licht der letzten Sonnenstrahlen verband ich Tuis Wunde und legte mich neben den Kranken hin. Um ihn hatte sich bereits eine große Gesellschaft meiner Nachbarn und ebenso der Einwohner Bongus und Gumbus versammelt.

Tui sagte, daß bei meinem Pfiff alle Frauen fortgelaufen seien. Das sei sehr schlecht, weil Maklai ein guter Mensch ist. Zugleich hörte ich hinter mir eine Frauenstimme. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine alte Frau, die gutmütig lächelte. Es

war Tuis Ehefrau. Sie lächelte so gutmütig, daß ich an sie herantrat und ihre Hand drückte. Ihr und allen Umstehenden hat das sehr gefallen.
Hinter der Hütte und den Sträuchern kamen Frauen verschiedenen Alters und Mädchen hervor. Jeder Mann stellte mir seine Frau vor, und sie reichte mir ihre Hand. Nur die jungen Mädchen kicherten, stießen einander an und versteckten sich hinter den anderen. Jede Frau brachte mir Zuckerrohr und je ein Bündel Schilfrohr. Alle waren über diese Bekanntschaft anscheinend zufrieden. Besonders, weil sie sich von der Verpflichtung, die Frauen bei meinem Kommen zu verstecken, endlich befreit hatten.
Die Männer saßen im Kreise um den liegenden Tui, rauchten und unterhielten sich.
Auch mit mir unterhielten sie sich, denn jetzt verstehe ich schon vieles, obwohl ich noch wenig spreche.
Die Frauen lagerten sich in einiger Entfernung von uns neben der Frau Tuis.
Die Mädchen tragen keine langen Fransenröcke, sondern zwei Schurze, die an den Seiten offen sind. Der vordere Schurz ist kürzer als der hintere. Bei den Mädchen unter zwölf Jahren haben die Schurze das Aussehen von kleinen Quasten. Der hintere, etwas längere Schurz ähnelt einem Schwänzchen.

19. Februar

Tuis Wunde hat sich verschlechtert, weil er nicht ruhig an einer Stelle sitzen bleiben kann und viel in der Sonne umhergeht.

Er wollte mich mit Taro bewirten, doch das Feuer in seiner Hütte war ausgegangen. Lialai wurde nach Feuer geschickt. Nach etwa zehn Minuten kehrte er zurück und erklärte dem Vater, daß es nirgends Feuer gäbe. Außer uns dreien war keiner im Dorf. Tui befahl Lialai, die verschlossenen Hütten nach Feuer zu durchsuchen.

Zusammen mit einigen Mädchen, die noch hinzugekommen waren, durchsuchte Lialai die Hütten. Feuer war aber nicht zu finden. Tui war sehr verdrießlich, da er nun keinen Taro kochen und auch nicht rauchen konnte. Auf diese Weise habe ich erfahren, daß die Papuas noch kein Mittel kennen, um Feuer selbst zu erzeugen.

Bald kamen die Frauen und setzten sich zu uns. Neugierig betrachteten sie meinen Anzug. Diese Neugier war durchaus natürlich, da sie mich bisher niemals in der Nähe gesehen hatten. Ich selbst betrachtete sie aber auch aufmerksam. Bei einigen Mädchen sind die Haare ganz abgeschoren, bei vielen mit Asche oder Kalk eingeschmiert. Die Asche vernichtet die Insekten, und der Kalk färbt das Haar hell. Das Haar der alten Frauen war lang und mit schwarzer Erde eingeschmiert. Die von der

Plantage gekommenen Frauen und Mädchen trugen auf dem Rücken große Säcke, deren Gurte um den oberen Teil der Stirn gelegt waren. War der Sack voll und schwer, so beugten sie sich stark vor, um das Gleichgewicht zu wahren.
Die Nasenscheidewand ist bei den Frauen genau wie bei den Männern durchbohrt. In den Ohren haben sie zwei Löcher. In den unteren Löchern tragen sie große Ohrringe. Durch die oberen geht eine Schnur, die den Kopf umspannt. An den beiden freien Enden, die bis zu den Schultern herabhängen, sind Eckzähne von Hunden paarweise aufgereiht.

22. Februar

Heute habe ich eine interessante Entdeckung gemacht.
Vor einer Hütte saß ein Mann und arbeitete. Vor ihm standen Schalen, die aus einer großen Kokosnuß angefertigt waren. Der Boden der einen Schale, der ein Loch in der Mitte hatte, war mit einer Schicht feinen Grases bedeckt.
Diese durchlöcherte Schale stellte er auf eine zweite mit festem Boden und goß in sie eine dunkelgrüne, dicke Flüssigkeit. Das Gras auf dem Boden der Schale diente als Filter. Als ich fragte, was er zubereite, antwortete er, mir ein Stück Wurzel reichend: „Keu!“ Dabei zeigte er mir, daß er einschlafen wird, wenn er diese Flüssigkeit trinkt.

Keu ist ein berauschendes Getränk, das aus den Blättern, dem Stengel und der Wurzel eines Pfeffergewächses zubereitet wird. Die Papuas mahlen die Wurzeln mit Steinen und zerkauen sie anschließend. Zum Zerkauen laden sie oft Jünglinge ein, denen das Trinken von Keu noch verboten ist. Danach wird die zerkaute Masse filtriert und mit Wasser verdünnt.

Jeder erwachsene Mann besitzt eine besondere, mit Schnitzereien verzierte Schale, die speziell für Keu bestimmt ist. Man wäscht sie niemals aus, und deshalb ist sie innen mit einem grünlichen Belag überzogen.

Obwohl ich die Blätter dieses Keu nicht gesehen habe, so glaube ich doch, daß es nichts anderes ist als der polynesische Kawapfeffer. Soweit ich informiert bin, war die Verwendung von Kawapfeffer auf Neuguinea bis jetzt unbekannt.

28. Februar

Ich ging nach Gumbu, in der Hoffnung, dort noch einige Schädel zu erwerben.

Als ich den Pfad, der in das Dorf führte, erreicht hatte, setzte ich mich ein wenig nieder, um auszuruhen. Plötzlich wurde ich durch einen Papua, der den Strand entlanggelaufen kam, gestört. Er hielt mit der linken Hand Pfeil und Bogen über dem Kopf, und über der Schulter hing ein Steinbeil. Er



lief sehr schnell und machte mit der rechten Hand von Zeit zu Zeit irgendwelche Zeichen. Die mir entgegengekommenen Bewohner des Dorfes begannen beim Anblick des Läufers lebhaft miteinander über irgend etwas zu reden und wurden noch lebhafter, als dem ersten Läufer ein zweiter folgte und danach ein dritter und vierter. Alle liefen sie schnell, gleichmäßig. Bestimmt überbrachten sie eine wichtige Nachricht.

Ich saß auf meinem Platz. Der erste lief, ohne anzuhalten, direkt in das Dorf. Als er an uns vorübereilte, schlug er sich mit der rechten Hand gegen die Brust, warf den Kopf zur Seite und streckte die Zunge ein wenig heraus. Mit dieser Geste bringen die Papuas gewöhnlich den Tod, einen Mord oder irgend etwas Ähnliches zum Ausdruck. Außerdem rief er uns noch zu: „Maragum – Gorendu!"

Der zweite folgte ihm.

Die mich umringenden Papuas liefen nun ebenfalls in das Dorf. Ich folgte ihnen.

Noch bevor wir die ersten Hütten erreicht hatten, vernahmen wir beschleunigte Barumschläge; diese Schläge waren von einem anderen Tempo als gewöhnlich. Aus den Hütten trug man eine große Zahl verschiedener Waffen heraus.

Da ich nicht begriff, um was es sich handelte, jedoch die allgemeine Verwirrung sah, habe ich fast mit Gewalt einen von den nach Gumbu laufenden

Papuas angehalten und erfuhr nun von ihm folgende Neuigkeit: Die Leute von Maragum haben Gorendu überfallen, einige Bewohner, darunter auch Bonem, erschlagen, sich dann nach Bongu gewandt und werden vermutlich auch nach Gumbu und zum Tal Maklai kommen.

Maragum-Mana ist ein großes Dorf, zu dem meine Nachbarn schon lange in feindseligen Beziehungen stehen. Ich hatte schon bemerkt, daß in Gorendu seit einigen Wochen neben den Hütten ein Haufen Pfeile und Speere ständig in Bereitschaft lagen, da die Einwohner den Angriff der Bergbewohner erwarteten.

In Gumbu herrschte eine allgemeine Bestürzung, die unwillkürlich auch auf mich übergriff. Die Männer unterhielten sich laut und legten mit großem Eifer die Waffen bereit. Die Frauen und die Kinder schrien, die Hunde heulten.

Ich ging sofort nach Hause. Einige Worte über das Vorgefallene, die ich Olson gegenüber äußerte, hatten ihn tief erschreckt. Er wollte die Schaluppe vorbereiten. Sollten wir im Falle einer zahlenmäßigen Überlegenheit der Maragum-Mana-Leute unsere Hütte nicht halten können, so wollten wir nach Bili-Bili übersetzen.

Um ihn zu beruhigen, willigte ich ein, sagte aber, daß es noch zu früh sei, die Sachen in die Schaluppe zu tragen. Der erste Schuß wird die Angreifer so

erschrecken, daß sie sich wohl kaum in die Nähe wagen werden.
Als ich meine Gewehre geladen hatte, streckte ich mich ruhig auf dem Bett aus. Bald war ich eingeschlafen, denn ich wußte, daß der stark erregte Olson das Kommen der Papuas nicht verschlafen würde.
Mich weckten Schreie und Lärm im Walde. In diesem Augenblick hörte ich die veränderte Stimme Olsons: „Da sind sie! Soll jetzt der Herr befehlen. Ich werde alles tun, was er sagt. Sonst werde ich nicht wissen, was ich tun soll!"
Ich befahl ihm, die Tür mit den Kisten zu verstellen, selbst im Hause zu bleiben und die Gewehre und die Revolver, die ich ihm je nach Bedarf übergeben werde, zu laden. Doch er solle sich Mühe geben, daß seine Hände nicht so sehr zittern.
Während wir alles in Verteidigungszustand versetzten, kamen die Schreie und der Lärm im Wald immer näher. Ich ging auf die Veranda hinaus und legte vor mich zwei Revolver und ein Gewehr hin. Die Doppelflinte, die mit feinem Schrot geladen war, hielt ich in den Händen. Zwischen den Bäumen, jenseits des Baches, sah ich Papuas.
Doch was ist das? An Stelle von Speeren und Pfeilen sehe ich Kokosnüsse und Bananen in den Händen der Papuas. Das können nicht die Leute aus Maragum sein.

Wahrhaftig, es waren die Einwohner von Bongu. Sie wollten mich beruhigen und erzählten mir folgendes: Heute früh hatten die Frauen Bongus, die zur Arbeit auf das Feld gegangen waren, auf den Hügeln einige unbekannte bewaffnete Leute bemerkt. Es kam ihnen so vor, als wenn diese Leute sie umzingeln wollten. Schreiend ergriffen sie die Flucht und liefen zu der Pflanzung, wo die Männer arbeiteten.

Die Männer, die bald erkannt hatten, daß all dies ein blinder Alarm war, begannen ihre Frauen zu schlagen, um sie zum Schweigen zu bringen. Doch sie erreichten das Gegenteil. Die Frauen und die Töchter machten einen solchen Heidenlärm, daß die Leute aus Gumbu, die in großer Entfernung vorübergingen, glaubten, die Maragum-Leute schlagen und morden die Einwohner von Gorendu! Deshalb liefen sie in wilder Flucht nach Gumbu, wo sie die von mir bereits gehörte Erzählung von dem Überfall auf Gorendu, dem Tod Bonems und ähnliches mehr zum besten gaben. Die Papuas fügten allerdings hinzu, daß die Männer, die die Frauen aus Bongu gesehen hatten, tatsächlich Einwohner von Maragum-Mana hätten sein können. Und deshalb befürchteten sie dennoch einen Überfall.

Ihnen hat es sehr gefallen, daß auch ich Vorbereitungen getroffen hatte, den Feind, wie es sich gebührt, zu empfangen. Sie baten mich um Erlaubnis,

ihre Frauen zu mir zu schicken, wenn ein Überfall der Bergbewohner zu erwarten sei.
Jetzt hatte ich eine günstige Gelegenheit, sie mit dem Gewehr bekannt zu machen. Bisher hatte ich es nicht getan, da ich das Mißtrauen und den Argwohn der Papuas nicht noch bestärken wollte. Heute aber konnte ich ihnen zeigen, daß ich imstande bin, sowohl mich selbst als auch jene, die ich unter meinen Schutz nehmen würde, wirksam zu beschützen.
Ich befahl Olson, das Gewehr zu bringen, und gab einen Schuß ab. Die Papuas, betäubt von dem Schuß, faßten sich an die Ohren und wollten in wilder Flucht davonlaufen. Doch dann blieben sie stehen und baten mich, das Gewehr schnell im Hause zu verstecken und nur dann zu schießen, wenn die Maragum-Tamo kommen würden.

MÄRZ

2. März

Gegen halb fünf Uhr morgens hörte ich im Halbschlaf, daß mich jemand rief. Ich ging auf die Veranda hinaus und erkannte im Halbdunkel Bangum aus Gorendu. Er war gekommen, um mich im Namen der Einwohner Gorendus, Bongus und Gumbus zu ihrem nächtlichen Fest einzuladen. Ich willigte natürlich ein, zog mich in aller Eile an, und wir machten uns auf den Weg.

Auf dem ersten Platz Gorendus wurde ich von Tui empfangen, der von der schlaflosen Nacht sehr blaß war. Er bat mich, seine Wunde, die ihn immer noch plagte, zu verbinden. Als ich damit fertig war, zeigte er auf einen Pfad, der zwischen den Bäumen zum Meer führte, und sagte: „Trink Keu und iß Ajan und Buam."

Dem Pfad folgend, kam ich zu einem Platz, der von uralten Bäumen umgeben war und auf dem etwa fünfzig Papuas lagerten.

Das sich darbietende Bild war nicht nur für das Land und seine Bewohner charakteristisch, sondern auch im höchsten Grade effektvoll. Es begann zu tagen, doch der Wald ruhte noch in tiefster Finsternis. Der Platz war von drei Seiten vom Walde umgeben und fiel vorn zum Meeresstrand steil ab. Doch auch die Seeseite war nicht vollkommen offen. Die Stämme zweier gewaltiger Bäume zeichneten sich gegen die helle Fläche der See ab. Das Unterholz sowie die unteren Äste der Bäume waren abgehackt, so daß die Lichtungen zwischen ihnen wie drei große Fenster einer gewaltigen grünen Laube inmitten des Waldes wirkten.

Im Vordergrund, in der Nähe einer Reihe von Lagerfeuern, lagen um große Schüsseln herum die Papuas. Sie lagen auf großen Matten oder auf der bloßen Erde in den verschiedensten Stellungen. Einige tranken stehend mit zurückgeworfenem

Kopf die letzten Keutropfen aus kleinen Schalen; andere, die schon benebelt, doch noch nicht ganz betrunken waren, saßen oder lagen bereits halb mit hervorquellenden, unbeweglichen trüben Augen und schlürften das grüne Getränk; die dritten schliefen schon. Manchen hatten die schlaflose Nacht und der Keu bereits überwältigt; andere plauderten noch fröhlich. Es gab auch einige, die in großen Töpfen das Essen zubereiteten. Die Musikliebhaber hielten ihre Bambustrompeten von über zwei Meter Länge hoch über dem Kopf oder lehnten sie an die Bäume und entlockten ihnen gedehnte, aufheulende Töne. Die anderen bliesen in eine längliche, von oben und von den Seiten durchbohrte Nuß und brachten ein schrilles Pfeifen hervor. Ringsum waren an die Baumstämme Speere gelehnt; Pfeile und Bogen ragten hinter den Sträuchern hervor.
Das Bild war im höchsten Grade reizvoll, da es eine Szene aus dem Leben der Inselbewohner in ihrer ganzen Ursprünglichkeit darstellte. Es war eines jener Erlebnisse, die den Forschungsreisenden für viele Mühen und Entbehrungen entschädigen.
Das verstärkte Aufheulen der Bambustrompeten verkündete, daß das Frühstück fertig sei.
Schnell versammelten sich die Einwohner der drei Dörfer Bongu, Gorendu und Gumbu um die riesigen Schüsseln, genannt Tabire. Aus einem Tabir hatte man mir in eine frisch abgespaltene Hälfte

einer Kokosnußschale eine gelblichweiße Masse getan und mit der Versicherung gereicht, daß das sehr schmackhaft sei. Das war Sago mit geschabter Kokosnuß. Dieses Gericht hatte tatsächlich einen angenehmen Geschmack. Als Tischtuch dienten Bananenblätter, als Geschirr Schalen von Kokosnüssen, als Gabeln zugespitzte Bambusstäbchen und Knochen. Viele bedienten sich auch ihrer Kämme. Muschelschalen ersetzten die Löffel.

Es war schon Tag geworden. Überall sah ich bekannte Gesichter aus den Nachbardörfern. Als ich nach Hause gehen wollte, gab man mir ein ganzes Bündel gekochten Ajans mit. Alle luden mich ein, zum Mittagessen wiederzukommen.

Eine Prozession brachte weiteren Proviant zur Fortsetzung der Festlichkeit. Tui und Bonem trugen an einem Stock ein großes Bündel Buam, das sorgfältig mit Blättern umwickelt war. Hinter ihnen trugen einige Papuas Kokosnüsse. Zwei Männer trugen an einem Stock einen großen Korb Ajan. Ihnen folgten sechs Papuas mit drei Schweinen, die fest an Stöcke, deren Enden auf den Schultern der Träger lagen, angebunden waren.

Die Prozession bewegte sich mit einer gewissen Feierlichkeit. Der Proviant wurde der Reihe nach auf bestimmten Stellen des Platzes niedergelegt. Die Gäste aus den anderen Dörfern besahen das Mitgebrachte und zählten es nach, wobei sie ihre Be-

merkungen machten. All das sollte zum Mittagessen, mit dem der Schmaus, der am Vorabend begonnen hatte, seinen Abschluß fand, verspeist werden.
Die Frauen nehmen an diesen Festmahlen nicht teil. Sie essen allein für sich und bedienen nur die Männer, indem sie die Eßwaren schälen und säubern. Für sie und für die Kinder ist der Zutritt zum Platz verboten.
Nach dem Brauch der Papuas müssen alle Knaben im Alter zwischen zwölf und vierzehn Jahren eine Weihezeremonie durchmachen. Erst dann sind sie vollberechtigte Mitglieder der Gesellschaft. Sie erhalten das Recht, Waffen zu tragen, auf die Jagd zu gehen, zu heiraten und an den Festen der Männer teilzunehmen.
Als ich zu Mittag zurückkehrte, herrschte auf dem Platz ein reges Leben.
Auf der einen Seite lagen auf Matten die in Stücke zerlegten Schweine. Die Papuas schnitten das Fleisch mit Stahlmessern, die sie bei mir eingetauscht hatten, oder auch mit ihren Bambus- oder Knochenmessern und zerrissen es dann sehr geschickt mit den Händen.
Auf der anderen Seite des Platzes lagen Baumstämme in zwei parallelen Reihen. Auf ihnen standen große Töpfe von etwa anderthalb Fuß im Durchmesser. Ich zählte neununddreißig solcher Töpfe. Außerdem standen auf zwei Baumstämmen

fünf riesige Töpfe, in denen Buam gekocht wurde. Die Einwohner von Gorendu trugen als die Gastgeber Wasser in großen Bambusblättern herbei und schichteten neben den Töpfen Holz auf.
Tui rief jeden Gast laut auf, indem er dessen Namen aussprach und hinzusetzte Tamo, Mensch, aus dem und dem Dorf. Der Aufgerufene trat heran, nahm seine Portion in Empfang und ging zu seinem Topf; denn für jeden Gast wurden die Speisen in einem besonderen Topf gekocht.
Ich hatte mich eben bei einer Gruppe niedergelassen, als die Stimme Tuis erklang: „Maklai, Tamo russ!" Ich trat an ihn heran und erhielt auf einem grünen Blatt einige Stücke Fleisch.
Ein hilfsbereiter Bekannter aus Bongu zeigte mir meinen Topf. Nachdenklich blieb ich stehen, weil ich keine große Lust hatte, mein Essen selbst zu kochen. Mein Bekannter erriet, daß ich das Fleisch nicht selbst kochen wollte, und bot mir an, es für mich zu tun. Von einem benachbarten Baum riß er zwei große Blätter ab und legte sie über Kreuz auf den Boden des Topfes. Danach nahm er aus dem großen Korb einige Stücke des gereinigten Ajans und legte sie nach unten, obendrauf aber das in Stücke zerschnittene Schweinefleisch. Ihn lösten zwei andere Papuas ab, die alle Töpfe der Reihe nach möglichst fest mit Ajan auffüllten. Als die Töpfe von allen Gästen in dieser Weise vorbereitet waren,

nahmen die Bewohner Gorendus, die als Gastgeber ihre Gäste bedienten, große, mit See- und Süßwasser gefüllte Bambusgefäße und gossen ungefähr ein Drittel Seewasser und zwei Drittel Süßwasser dazu.
Jeder Topf wurde zunächst mit einem Blatt des Brotfruchtbaumes und danach mit einer Kokosnußschale bedeckt. Danach wurde unter den Töpfen Feuer angemacht. Alles vollzog sich in großer Ordnung, wie nach vorgeschriebenen Regeln.
Von Zeit zu Zeit unterbrachen die Teilnehmer des Festes ihre Arbeit und griffen zu irgendeinem Instrument. Alle Instrumente heißen in ihrer Sprache Aikobrai.
Ich ging in das Dorf, um zu sehen, was dort geschah. Die Frauen schälten immer noch Ajan und rissen von Zeit zu Zeit die inneren Schichten der Bambusscheibe ab, die ihnen als Messer diente. Auf diese Weise wurde die Kante der Scheibe wieder schärfer. Daß diese Messer sehr gut schneiden, davon habe ich mich tags zuvor selbst überzeugt, als ich, natürlich ganz unabsichtlich, mir aus dem Finger ein Stück Fleisch herausschnitt.
Mehrmals im Verlauf des Tages bemerkte ich, daß mich die Papuas Tui nannten, aber Tui-Maklai. Auf meine Bemerkung, daß ich Maklai und nicht Tui sei, erklärte man mir, daß ich Tui geheilt habe und er deshalb für mich alles und jedes zu tun bereit sei.

Jetzt sind wir solche Freunde, daß Tui Maklai heißt und Maklai Tui genannt wird.
Also besteht auch hier auf Neuguinea der Brauch, die Namen zu tauschen.
Von der Hitze und besonders infolge der ohrenbetäubenden Musik bekam ich Kopfschmerzen und sagte Tui, daß ich nach Hause ginge. Doch das Essen in meinem Topf war gerade fertig, und man wollte mich nicht fortlassen, ohne es mir mitzugeben. Man legte es in einen Korb, der innen mit frischen Blättern des Brotfruchtbaumes bedeckt war. Meine Portion war so groß, daß ich kaum die Kraft hatte, sie zu tragen.

4. März

Nachdem ich die Türen meiner Hütte mit Stöcken, Nägeln und Bindfäden verschlossen und vor jeder einen Palmenzweig befestigt hatte, lichtete ich gegen zwölf Uhr nachts den Anker und fuhr nach Bili-Bili. Am Abend wollte ich wieder zurückkehren.
Der leichte Küstenwind hat uns, wenn auch langsam, vorwärts gebracht. Doch zuletzt mußten wir rudern, was nach der schlaflos verbrachten Nacht ziemlich ermüdend war. Endlich näherten wir uns der südöstlichen Küste der kleinen Insel, die aus einem aufgetauchten Korallenriff besteht. Die Bewohner dieser Insel, die uns entgegengelaufen kamen, hatten mich erkannt und liefen fröhlich am



Ufer hin und her. Sie zeigten mir, daß man um die Insel herumrudern müsse. Bald kamen wir auch an das Dorf.

Auf das Sandufer waren große Pirogen gezogen; zwischen ihnen erhoben sich die Dächer der Hütten. Hinter den Hütten ragte eine Reihe von Kokospalmen empor, deren lichtes Grün sich scharf vom dunkelgrünen Hintergrund des übrigen Waldes abhob.

Als wir an das Sandufer näher herangekommen waren, wurde meine Schaluppe im Nu von vielen Händen gepackt und schnell auf das sanft geneigte Ufer gezogen.

Ich ließ Olson in der Schaluppe bei den Sachen zurück und ging in das Dorf, begleitet von fast der gesamten männlichen Bevölkerung.

Frauen sah ich keine. Ich hatte aber den Wunsch, mit ihnen bekannt zu werden, und bat, daß sie selbst herauskommen sollten, um ihre Geschenke in Empfang zu nehmen.

Kain, eine einflußreiche Person im Dorfe, der schon öfters in Garagassi war und den Dialekt Bongus sprach, überredete die Einwohner von Bili-Bili, in meinen Vorschlag einzuwilligen. Er hatte von mir erfahren, daß die Frauen von Gumbu, Gorendu, Bongu und aus den anderen Dörfern sich nicht mehr vor mir verstecken. Daraufhin kamen auf den Ruf der Männer einige alte Frauen aus den Hütten heraus. Man erklärte mir, daß sich die Mehrzahl

der Frauen auf den Pflanzungen befände, doch daß sie bald zurückkehren würden.
Nachdem ich an die Männer Tabak, an die Frauen aber Stoff und Glasperlen verteilt hatte, wollte ich mir gern die Telume ansehen. Man führte mich zu einer Hütte. In ihr war es so dunkel, daß ich meinen Begleitern zureden mußte, den Telum ins Freie zu tragen. Das war der erste Telum, der eine Frauenfigur darstellte.
In das Dorf zurückgekehrt, umringten mich die Frauen und die jungen Mädchen, die soeben von den Pflanzungen gekommen waren. Alle baten laut um Glasperlen und roten Stoff, die sie bei den alten Frauen gesehen hatten.
Die Frauen auf der kleinen Insel Bili-Bili sind sehr arbeitsam. Zu ihren Pflichten gehört die Herstellung von Töpfen, die ihre Väter und Männer als Tauschware in die Küstendörfer bringen.
Als ich schon abfahren wollte, begann es stark zu regnen, und ich beschloß, in Bili-Bili zu übernachten, anscheinend zur Freude der Bewohner.
Bei Sonnenuntergang ging ich nochmals rund um die Insel spazieren. Ich fühlte mich in Bili-Bili bereits wie zu Hause und wurde mit vielen Pfaden und Winkeln der kleinen Insel vertraut. Die ganze Insel ist mit Wald bedeckt, in dem einige schöne alte Bäume und malerische Palmengruppen auffallen. Der Anblick der hohen Berge, das offene Meer,

die schönen Bäume ringsum und sogar das monotone, einlullende, dumpfe Getöse der Brandung gefielen mir so sehr, daß der Gedanke, hierher überzusiedeln, mir recht vernünftig erschien. Ich hatte sogar zwei Stellen gefunden, wo ich meine Hütte hätte hinstellen können, und wußte nicht, welche ich vorziehen sollte.
Ein Umstand stört allerdings. Die Insel ist klein, und Menschen gibt es viele. Es wird hier am Ende eng werden.
Als ich meinen Spaziergang antrat, kam mir niemand nachgelaufen, um zu sehen, wohin ich ging. Das gefiel mir besonders. Alle waren mit ihren eigenen Dingen beschäftigt. Meine Nachbarn auf Garagassi sind viel neugieriger oder vielleicht mißtrauischer. Hier sind die Menschen dafür bedeutend gesprächiger oder wißbegieriger.
Die kleine Insel hat den Charakter der hier lebenden Menschen und ihre Tätigkeit stark beeinflußt. Da sie auf der Insel für die Landwirtschaft nicht genügend Platz haben, beziehen sie alle wichtigen Lebensmittel aus den benachbarten Küstendörfern. Selbst aber führen sie irgendein Handwerk aus. Sie fertigen Holzgeschirr an und bauen Pirogen.

5. März

Auf günstigen Wind wartend, stellte ich ein Wörterbuch mit dem Dialekt von Bili-Bili zusammen. Auf

den Gesichtern meiner Gastgeber konnte ich den Wunsch lesen, daß ich von hier möglichst schnell abfahren möge. Dieses Gefühl fand ich ganz natürlich. Vielleicht deswegen, weil ich es selbst nicht selten empfunden hatte. Diese Menschen waren gewohnt, allein zu sein. Jeder Besuch, besonders von einem solchen fremdländischen Menschen, wie ich es war, war für sie, wenn auch zuerst interessant, so doch bald ermüdend. Der Wunsch, mich loszuwerden, auszuruhen, ist vollkommen natürlich.

Deshalb gab ich das Zeichen zur Abfahrt, sobald sich nur ein schwacher Wind erhob. Etwa dreißig Mann zogen meine Schaluppe geschwind ins Wasser. Ich hißte die Flagge; das Schiff gewann langsam an Fahrt. Begleitet wurde ich von den Abschiedsrufen der Bewohner und dem Versprechen, mich bald zu besuchen.

Gegen zwei Uhr nachmittags befanden wir uns bereits in Sichtweite des Kaps Garagassi. Nicht ohne Ungeduld und Neugierde stieg ich zu meiner Hütte hinauf, die ich zum erstenmal so lange ohne Aufsicht gelassen hatte. Es stellte sich aber heraus, daß alles unangetastet war. Kaum hatte ich die Bindfäden an der Tür entwirrt, als auch schon etwa zwanzig Mann oder mehr erschienen. Mit erstaunten Gesichtern fragten sie, wo ich gewesen sei. Auf meine Antwort: „In Bili-Bili", sagten sie, sie hätten gedacht, ich wäre nach Rußland gefahren.

2. Mai

Die Kürbissamen, die ich den Papuas gegeben hatte und die vor etwa zwei oder drei Monaten ausgesät worden waren, brachten die ersten Früchte. Tui und Lialai waren am Morgen in Garagassi erschienen, um mich zum Kürbisessen einzuladen. Ich war erstaunt, daß sie das Wort Kürbis behalten hatten. Es ist anscheinend in den allgemeinen Gebrauch übergegangen.

Tui bat mich, ihnen zu zeigen, wie man Kürbis zubereitet und ißt. Ich zerschnitt den Kürbis und legte ihn in einen Topf mit Wasser, wo er bald gar kochte. Die Dorfbewohner umstanden mich, um zu sehen, wie ich ihn essen würde. Obgleich ich Kürbis nicht mag, so beschloß ich, dennoch mit Appetit zu essen, damit auch sie ihn ohne Vorurteil kosten sollten. Das neue Gericht schien ihnen allerdings trotzdem etwas Befremdliches zu sein. Sie einigten sich schließlich, es zusammen mit geschabter Kokosnuß zu essen, und vertilgten auf diese Weise den ganzen Kürbis.

6. Mai

Abends war ich in Gorendu. Ingo zeichnete mir in das Notizbuch Figuren verschiedener Tiere und Menschen. Ich war über die Geradheit der Linien und über die Sicherheit der Hand bei dem Ge-

brauch eines solchen für ihn vollkommen neuen Gerätes, wie es ein Bleistift war, erstaunt. Ich hatte schon oft bei meinen Besuchen in den Dörfern und auf der Insel Bili-Bili verschiedene Ornamente gesehen.

Die Figuren auf den Bäumen sowie die Zeichnungen in Bongu und auf den Pirogen Bili-Bilis verdienen deshalb Beachtung, weil sie nichts anderes als die Anfänge einer Schrift darstellen. Der Mensch, der mit Kohle oder Farbe zeichnete oder die Figuren mit dem Beil aushieb, wollte einen bestimmten Gedanken ausdrücken, irgendeinen Vorgang darstellen. Diese Figuren sind bereits keine einfachen Ornamente mehr, sondern sie haben einen abstrakten Sinn. So wurde zum Beispiel in Bili-Bili die Darstellung der Festprozession zur Erinnerung an die Beendigung des Baues einer Piroge ausgeführt. Die Zeichen an den Bäumen haben sehr grobe Formen. Sie bestehen ingesamt aus einigen Linien. Ihre Bedeutung ist wahrscheinlich nur dem, der sie eingehauen hat, sowie jenen, denen er den Sinn seiner Zeichnung erklärte, verständlich.

Bei Sonnenaufgang hörte man in Gorendu den Barum, doch nicht so laut und anhaltend wie gewöhnlich. Tui erklärte mir, daß ein Einwohner von Gumbu gestorben sei und die Bewohner der Nachbardörfer nach Gumbu unterwegs seien. Ich trank eilig Kaffee und ging ebenfalls hin.

Unterwegs traf ich eine Gruppe Papuas, die mit Speeren, Pfeilen und Bogen bewaffnet waren. Als sie bemerkten, daß auch ich nach Gumbu ging, wurden sie unschlüssig, ob sie mir davon abraten sollten oder nicht. Nach einer gemeinsamen Beratung zogen sie es vor zu schweigen.
Am Meer trafen wir eine ganze Schar Frauen. Viele gingen mit Säuglingen, die sie, je nach dem Alter, in Säcken oder auf den Schultern trugen. Am Dorfeingang machte unsere Gruppe halt. Man sagte mir, daß die Frauen vorgehen müßten. Wir ließen sie vorbei und hörten bald ihr Weinen.
Als ich an die ersten Hütten kam, warnte man mich vor den Pfeilen oder Speeren, die mich treffen könnten. Da ich mir nicht erklären konnte, um was es sich handelte, ging ich weiter. Vor dem Platz, der von Hütten umgeben war, klangen Schreie, manchmal aber auch laute Reden herüber. Die mich begleitenden Papuas, die alle bewaffnet waren, eilten im Laufschritt auf den Platz. Dort hatte sich schon eine Gruppe bewaffneter Männer aufgestellt. Meine Begleiter stellten sich gegenüber.
Ich blieb an einem Platze stehen, von dem ich alles beobachten konnte, wo ich aber gleichzeitig vor Pfeilen geschützt war.
Zwischen die beiden Reihen der Krieger trat ein Einwohner Gumbus, wahrscheinlich ein Verwandter des Verstorbenen. Er sprach sehr laut und bekräf-

tigte seine Worte durch energische Handbewegungen, sprang hin und her und bedrohte die Angreifenden mit seinem Speer. Von Zeit zu Zeit erschien von der anderen Seite ein Gegner. Er trat ebenfalls mehr mit der Zunge in Aktion als mit Bogen und Speer. Einige freilich schossen auch Pfeile ab, sichtlich bemüht, keinen zu verletzen.

Bei diesem Kriegsspiel kamen die schöngebauten Körper der Papuas und ihre geschmeidigen Bewegungen zur vollen Geltung. Es war eine Freude, ihnen zuzusehen.

Zu mir sahen die Krieger mit Verwunderung hin. Ich war ein ungebetener Gast.

Endlich setzten sie sich reihenweise auf dem Platz hin. Hinter ihnen lagerten sich die Frauen mit den Kindern. Alle rauchten und unterhielten sich, allerdings nicht so laut wie gewöhnlich.

Ein paar Männer fertigten den Sarg an. Stücke von Palmenblättern wurden mit Lianen so zusammengenäht, daß zwei lange Bahnen entstanden. Die Bahnen wurden über Kreuz gelegt und in der Mitte von neuem miteinander verbunden. Danach wurden die Enden so eingebogen, daß der doppelte Mittelteil den Boden einer großen Schachtel und die eingebogenen Enden deren Seitenwände bildeten. Damit die Seitenwände nicht auseinanderfielen, wurde die Schachtel an einigen Stellen mit Lianen umwickelt.

Die Männer beeilten sich nicht. Sie rauchten und unterhielten sich halblaut. Das Weinen in der Hütte des Verstorbenen verstärkte sich manchmal, und dann verstummte es wieder. Etwas abseits wurde in einem großen Topf Taro gekocht. Noch ganz heiß wurde er auf Blätter gelegt, zu einem Paket zusammengebunden und an einem Baumast neben der Hütte aufgehängt. Man erklärte mir, daß ihn später die Trauergäste essen würden.
Einige Männer trugen den Verstorbenen aus seiner Hütte.
Der Tote befand sich bereits in hockender Stellung. Sein Kinn berührte die Knie, das Gesicht blickte nach unten. Die Arme sah man nicht. Der ganze Körper war mit dem Gurt des Verstorbenen umbunden, um die Gliedmaßen in der gewünschten Lage zu halten.
Drei Männer trugen den Toten. Seine Mutter und seine Frau beschlossen die Prozession. Beide waren mit schwarzer Farbe bemalt; in den Händen hielten sie die Enden des Gurtes, der um den Körper des Toten geschlungen war. Sie trugen keinen Schmuck, und sogar ihr gewöhnlicher Rock war heute durch einen Gurt ersetzt, von dem vorn und hinten schwarze Fransen, die den Körper kaum bedeckten, herabhingen. Anscheinend hatten sie sich bewußt so hergerichtet, um zu zeigen, daß sie weder die Zeit noch den Wunsch hatten, sich mit ihrer

Kleidung zu befassen. Beide sangen ein trauriges Lied.
Als man den Toten zur Tür herausgetragen hatte, verstummten alle Anwesenden. Sie standen auf und wahrten Stillschweigen bis zum Schluß.
Den Toten legte man in die Schachtel und bedeckte seinen Kopf mit einem Sack, in dem die Frauen die Kinder tragen. Die Schachtel wurde in der Form einer dreikantigen Pyramide zusammengebunden. Das obere Ende band man an eine dicke Stange.
Während dieser Zeremonie traten einige Gäste aus den Reihen vor und legten neben die Schachtel trockene Kokosnüsse und einen neuen gefärbten Gürtel. Danach wurde der Sarg von zwei Papuas in die Hütte getragen, und ein dritter trug die Kokosnüsse und den Gürtel nach.
Damit war die Bestattungszeremonie beendet. Die Anwesenden suchten sich ihre Waffen heraus und gingen auseinander. Ich trat in die Hütte, um zu sehen, ob man den Toten eingraben oder einfach in der Hütte lassen würde.
Das letztere bestätigte sich. Die Stange wurde auf die oberen Querbalken unter dem Dach gehoben, und die pyramidenartige Schachtel schaukelte in der Mitte der vereinsamten Hütte.

30. Juni

Ich erlaubte Digu, auf den Baum bei meiner Hütte nach Nüssen zu klettern.
Er legte sich eine Schlinge um die Füße und kletterte schnell und gewandt auf den hohen, glatten und dicken Baum. So ernten die Papuas gewöhnlich die Kokosnüsse.
Digu kletterte auf den äußersten Wipfel und warf die Nüsse herunter.
Olson, ich und die achtjährige Tochter Buas sammelten sie auf. Das kleine Mädchen sammelte mehr als wir beide zusammen.
Die Papuas haben einen charakteristischen Zug. Sie belehren andere sehr gern. Wenn man etwas nicht so tut wie sie, so unterbrechen sie einen sofort und zeigen, wie man es machen soll. Diese Eigenschaft ist sogar an Kindern zu bemerken. Oft schon haben mir Kinder von sechs oder sieben Jahren gezeigt, wie sie dieses oder jenes anfangen. Das kommt daher, daß die Eltern die Kinder sehr früh zum praktischen Leben erziehen. Die Kinder sind noch ganz klein, aber sie haben schon mehr oder weniger alle Fertigkeiten der Erwachsenen erlernt.
Die Kinder spielen wenig. Während des Spieles üben sich die Jungen im Bogenschießen. Sobald sie nur geringe Fortschritte machen, werden sie sofort in das praktische Leben eingeschaltet. Ich habe

kleine Jungen gesehen, die ganze Stunden am Meer verbrachten und mit Pfeilen nach Fischen schossen. Dasselbe beobachtet man bei den Mädchen, sogar in einem noch höheren Grade, weil sie früher beginnen, sich in der Hauswirtschaft zu beschäftigen, und so Gehilfinnen der Mütter werden.

JULI

12. Juli

In der letzten Zeit sagten die Papuas häufig zu mir: „Morgen wird man eine Waldwiese abbrennen. Es wird dort viel Wildschweine und andere Tiere geben. Maklai wird Schweine mit seinem Gewehr erlegen, wir aber werden mit unseren Speeren, Bogen und Pfeilen kommen." Doch dieses Morgen wurde immer aufgeschoben. Heute versicherte man mir im Dorf von neuem, daß man morgen eine Waldwiese abbrennen wird. Sie wollen mich gegen Mittag abholen. Wir werden ja sehen.

13. Juli

Es war noch nicht elf Uhr. Ich dachte gar nicht daran, mich für die neuartige Jagd fertigzumachen, als ich plötzlich Stimmen vernahm. Bald darauf erschienen die Einwohner von Bongu in vollem Kriegsschmuck, mit straffgespannten Bogen und einer großen Anzahl neu angespitzter Pfeile verschiedener

Art. Jeder hatte zwei Speere, deren Enden mit roter Farbe eingerieben waren, als wären sie schon mit Blut bedeckt. Außer den auf dem Kopf wehenden Federn prangten in den Haaren der Papuas scharlachrote Blüten der chinesischen Rose. Hinter die Armbinden waren Zweige mit rotgelben Blättern verschiedener Coleusarten gesteckt. Bei jeder Bewegung flatterte der Schmuck und rief eine prunkvoll-originelle Wirkung hervor.

Sie erklärten, daß die Waldwiese bereits brenne und man sofort gehen müsse.

Nachdem ich meine Jagdutensilien umgehängt und einiges zum Frühstück mitgenommen hatte, ging ich mit meinen Begleitern los. Als ich mich dem Waldsaum näherte, hörte ich ein Geräusch, das dem Plätschern eines Wasserfalles ähnelte. Als ich aus dem Walde heraustrat, sah ich in einer Entfernung von etwa hundert Schritt direkt am Boden einen Feuerstreifen. Rauchsäulen erhoben sich auch bei Gorendu, bei Bongu und von der anderen Seite bei Gumbu, am Ufer des Flusses Gabeneau.

Der Brand hatte eben erst begonnen, und wir setzten uns im Schatten am Waldrand nieder. Ich begann zu frühstücken, die Papuas rauchten und kauten Betel.

Nach drei Viertelstunden hatte sich das Feuer ungefähr eine halbe Meile vom Waldsaum entfernt. Wir gingen zu der abgesengten Waldwiese und

traten bis etwa zehn Schritt an die Feuerlinie heran. Jeder von uns wählte sich zur Beobachtung einen Erdhügel. Auf solche Weise bildete sich parallel zur Feuerlinie eine Kette von Jägern, die der Bewegung der Flamme folgten und bereit waren, sich auf die Beute zu stürzen.

Der Brand griff bald weiter um sich, bald ließen die Flammen wieder nach. Die Papuas standen in kriegerischer Haltung. Jeder hielt den Bogen und die Pfeile in der linken Hand und in der rechten den Speer, die Spitze angriffsbereit nach vorn gerichtet. Sie folgten aufmerksam der Bewegung der Flammen. Jeder wollte als erster den Feind entdecken.

Einige Jungen von zehn bis elf Jahren, mit kleinen Bogen und Speeren bewaffnet, standen ebenfalls da. Sie dienten als lebendes Beispiel dafür, wie die Lehren des Papualebens von Generation zu Generation weitergegeben werden.

Das trockene Gras prasselte, loderte auf, fiel zu Boden. Manchmal trieb ein Windstoß den Rauch direkt auf uns zu. Die leichte Asche flog uns in Nase und Mund und zwang uns, zu niesen und zu husten. Zuweilen warf sich das Feuer, als wäre es im Zweifel, wohin es sich wenden sollte, nach verschiedenen Seiten, kehrte zurück und vermehrte mit seiner erstickenden Hitze die Glut der ohnedies schon sengenden Sonne.

Sehr ermüdet, wäre ich im Stehen fast eingeschlafen, wenn die Stimme des benachbarten Postens mich nicht daran erinnert hätte, daß man entsprechend dem sich entfernenden Feuer vorwärts gehen muß.
Nach ermüdenden zwei Stunden erreichten wir die gegenüberliegende Seite. Dort trafen wir mit den uns entgegenkommenden Papuas zusammen.
Die Jäger, die die geschwärzte Waldwiese aufmerksam durchforschten, fanden nichts. Als die letzten Stengel aufgeflammt und danach in feinem Aschenregen in der Luft verflogen waren, hörte ich von dem mir am nächsten stehenden Jäger das enttäuschte „Schweine gibt es nicht".
Wir gingen von unseren Erdhügeln herunter. Einige Einwohner von Gumbu, die die gegenüberliegende Linie gebildet hatten, erklärten ebenfalls, daß sie nichts gesehen hätten.
Ich hielt einen von ihnen an. Über seiner Schulter hing ein an den Speer gebundenes Tier, das einer großen Ratte ähnlich sah. Dieses Tier war mir unbekannt. Als ich es betrachtete, schrien plötzlich die beiseite getretenen Jäger: „Ein Schwein, ein Schwein!"
Hundert Schritt von mir entfernt lief zwischen zahlreichen, in die Erde gespießten Speeren ein großes Schwein. Ich riß die Doppelflinte aus den Händen des Papuas, der sie hielt, während ich das mir

fremde Tier betrachtete, ließ das Schwein auf etwa zwanzig Schritt herankommen und schoß. Die Kugel durchschlug ihm die Brust, jedoch unterhalb des Herzens.
Das Schwein wankte, stürzte sich seitwärts und lief an mir vorüber. Ich zielte von neuem und verletzte seinen Hinterlauf. Das Schwein hielt einige Sekunden lang inne, doch als es sah, daß ich näher kam, lief es wieder einige Schritte fort.
Ich nahm den Revolver heraus und ging auf das Schwein zu. Es hob die obere Lippe, zeigte die achtunggebietenden Hauer und gab ein dumpfes Gebrüll von sich. Mit jedem Schuß war ich näher herangekommen und machte nun etwa sechs Schritt vor dem Schwein halt, das umgefallen war, sich aber noch einmal erhob und die Hauer zeigte.
Die herbeigelaufenen Jäger ließen mir keine Zeit, einen Schuß abzugeben. Der eine durchbohrte dem Tier mit dem Speer die Flanke. Ein zweiter Speer verfehlte sein Ziel. Von drei Pfeilen, die abgeschossen wurden, traf einer den Hals des Schweines. Doch es hatte noch die Kraft, sich zu befreien.
Da ich es töten wollte, ging ich von der gegenüberliegenden Seite heran, obwohl die Jäger mich warnten. In einem günstigen Augenblick bohrte ich mein langes Messer bis zum Griff in die Flanke des Schweines. Ein Strahl warmen Blutes ergoß sich über meine Hand, und das Schwein stürzte end-

gültig zu Boden. Die mich umringenden Papuas erklärten einstimmig, daß das Schwein mir gehöre, und lobten mich und mein Gewehr.
Ferne Schreie verkündeten, daß man auf weitere Beute rechnen konnte. Ich lud das Gewehr von neuem. Verärgert über den ersten Mißerfolg, entfernten sich die Jäger. Ich aber suchte mir einen bequemen Erdhügel aus, ließ mich darauf nieder und wartete. In der Ferne hörte man Schreie. „Schweine! Schweine!“ Von weitem rief man nach mir.
Die Papuas kehrten zurück und erzählten mir, daß man dort noch zwei Schweine gesehen habe. Doch sie seien davongelaufen, weil ich und mein Gewehr dort fehlten.
Die Jäger aus Bongu erzählten, daß auch sie ein Schwein erlegt hätten, doch Saul sei dabei verwundet worden. Das Schwein hatte ihn zu Boden gerissen und so gebissen, daß seine Seite, der Arm, der Kopf und das Auge ganz blutüberströmt waren. Man hatte ihn sofort nach Bongu geführt.
Die Jäger fragten mich, wohin sie mein erlegtes Schwein tragen sollten. Ich bat um den Kopf und eine Hinterkeule, das übrige gab ich den Einwohnern aus Bongu. Ich wollte nur die Flinte nach Hause tragen und dann nach Bongu gehen, um den verletzten Saul zu verbinden.
In Bongu angekommen, empfingen mich weinende

Frauen und der Sohn Sauls. Außer zahlreichen kleinen Wunden hatte Saul noch zwei tiefere Kratzer am Arm und am Hals, doch das waren nur Schrammen. Das mit Asche und Schmutz vermischte geronnene Blut gab dem Verletzten ein bemitleidenswertes Aussehen.

Ich verlangte Wasser, machte es warm, wusch die Wunden, bestrich sie mit Karbolöl und verband sie. Die Anwesenden folgten aufmerksam meinen Bewegungen und wiederholten dabei, daß ich ein guter Mensch sei.

Die Sonne stand tief, als ich in Gorendu ankam. In der Zwischenzeit hatte man dort dem Schwein schon die Borsten abgesengt und wartete auf mich, daß ich meinen Teil nehme.

Ich trennte den Kopf sowie eine Hinterkeule ab, und ungeachtet der Einladung, dort zu übernachten, lud ich mir die Beute des heutigen Tages auf die Schulter und ging nach Hause. Die Last war allerdings so schwer, daß ich zweimal ausruhen mußte.

Die Barumschläge in Gorendu verkündeten den Nachbardörfern den Beginn des Festes, das die ganze Nacht und den ganzen morgigen Tag dauern sollte. Die Mondnacht war still, und die Laute der Trompeten und der anderen Instrumente klangen sehr deutlich herüber.

AUGUST

13. August

Die Einwohner der umliegenden Dörfer, und zwar nur besonders angesehene Männer, kamen mit einer sehr seltsamen Bitte. Sie wollen, daß ich für immer bei ihnen bleiben und daß ich den Gedanken, wieder nach Rußland oder an einen anderen Ort zu fahren, aufgeben soll.

Sie sprachen so ernst, und alle wiederholten dasselbe, daß mir klar wurde, sie sind mit diesem Angebot erst nach langen gemeinsamen Beratungen zu mir gekommen. Ich versprach ihnen, wenn ich auch abreisen sollte, zu ihnen zurückzukehren.

Meine Antwort hat sie nicht sehr befriedigt, doch auf alle Fälle waren sie mit dem Tabak, den ich an die Mitglieder der Delegation verteilt hatte, zufrieden.

OKTOBER

25. Oktober

Die Nacht verbrachte ich in Bongu und ging am Morgen zusammen mit Kaleu nach Male.

Wir kamen früh in dem Dorf an. Man führte mich in eine große Buambramra und wollte unbedingt, daß ich über Nacht bleibe.

Ein Dorfbewohner kam zu mir mit einer Beschwerde über die Offiziere oder Matrosen der

Korvette Witjas. Er erklärte, daß seine Hütte geschlossen und zugebunden war, als wir ankamen. Die Matrosen hätten die Tür der Hütte aufgebrochen und seine Trommel mitgenommen. Er bat mich, die Trommel zurückzugeben oder sie zu bezahlen. Denn diese Trommeln wurden nur in dem Dorf Rai-Mana hergestellt. Ein zweiter versicherte mir, daß die Matrosen seine Fischreuse gehoben, die Fische herausgenommen und die Reuse vielleicht versenkt hätten, da er sie danach nirgends hatte finden können. Ein dritter erklärte, daß man aus seiner Hütte einen sehr guten Speer genommen hätte.

Davon überzeugt, daß das alles keine Erfindungen waren, hielt ich es für richtig, die Forderung der Dorfbewohner zu erfüllen, und versprach, sie für die Sachen, die von meinen Landsleuten genommen wurden, zu entschädigen. Da ich wußte, daß die Trommeln von den Papuas sehr geschätzt werden, versprach ich, für sie ein Beil zu geben. Für die Fischreuse bot ich ein Messer an, und für den Speer schien es mir ausreichend zu sein, drei große Nägel zu geben. Alle diese Dinge könnten sie, sobald sie wollten, in Garagassi bekommen.

Meine Entscheidung, die sie wahrscheinlich keineswegs erwartet hatten, rief eine gewaltige Begeisterung hervor. Ausrufe wie: „Maklai ist gut, ist ein guter Mensch!“ hörte man von allen Seiten. Ich war

übrigens nicht wenig erstaunt, daß sie nach vierzehn Monaten nichts, was sich während des Besuches der Korvette ereignet hatte, vergessen haben.

DEZEMBER

18. Dezember

Die Einwohner Bongus luden mich zu einem Fest ein. Die Zubereitung der Speisen, das Kauen von Betel und die ohrenbetäubende Musik nahmen ihren gewohnten Gang. Da ich nicht rechtzeitig aufgebrochen war, blieb ich in der Buambramra Sauls zur Nacht.

19. Dezember

Die ersten Sonnenstrahlen waren bereits in die Buambramra gedrungen, doch ich dachte noch immer nicht daran, aufzustehen.

Plötzlich hörte ich: „Feuer, Feuer!" Einige Papuas traten sehr aufgeregt ein und erklärten, daß bei Karkar Feuer oder Rauch zu sehen sei.

„Was ist schon dabei? Die Karkar-Leute brennen eine Waldwiese ab", sagte ich, mich rekelnd, ohne jedoch dabei aufzustehen.

„Nein, der Rauch ist nicht bei Karkar zu sehen, sondern er steigt aus dem Meere empor. Sage, Maklai, was ist das?"

„Zuerst will ich es mir ansehen, und dann werde ich es sagen", antwortete ich.

In diesem Augenblick kamen einige Dorfbewohner gelaufen und riefen: „Maklai, o Maklai! Die russische Korvette kommt: Großer Rauch!"
Obwohl ich dieser Neuigkeit noch keinen Glauben schenkte, zog ich mich dennoch an und ging zum Meer. Beim ersten Blick war jeglicher Zweifel geschwunden. Der Rauch kam aus dem Schornstein eines großen Dampfers, vermutlich eines Kriegsschiffes. Das Schiff selbst war noch nicht zu sehen, doch man konnte erkennen, daß es sich näherte. Auf jeden Fall mußte man nach Garagassi eilen, die Flagge bei der Hütte hissen, sich umziehen und dem Schiff entgegenfahren. Welcher Nationalität es auch sein mochte, der Kommandant wird es mir nicht abschlagen, meine Briefe entgegenzunehmen, mir ein wenig Proviant abzutreten und den kranken Olson in den nächsten Hafen, der von europäischen Schiffen angelaufen wird, mitzunehmen. All das überdachte ich, als ich auf der Plattform der Piroge saß, die mich von Bongu nach Garagassi hinüberbrachte.
Olson lag in seiner Koje und ächzte wie immer. Doch als ich ihm sagte, daß ich die Flagge brauche, da sich ein Kriegsschiff nähere, führte er sich ganz wie ein Verrückter auf. Halb lachte, halb weinte er und schwatzte dabei ein so unzusammenhängendes Zeug, daß ich zu befürchten begann, es handle sich um die Auswirkung eines Anfalles.

Ich beeilte mich, die russische Flagge am Fahnenmast zu hissen. Sobald die Flagge an ihrem Platz war und im leichten Winde flatterte, änderte das Schiff sofort seinen Kurs und steuerte direkt auf Garagassi zu. Ich kehrte in mein Zimmer zurück und wollte mich umziehen, doch dann fand ich es vollkommen überflüssig. Die Kleidung, die ich hätte anziehen können, war in jeder Beziehung so beschaffen wie die, welche ich bereits trug.
Ich ging zum Strand hinunter. Mit Mühe konnte ich drei Papuas überreden, gemeinsam mit mir dem Schiff entgegenzufahren. Die russische Flagge konnte ich bereits erkennen. Sagam und Digu ruderten sehr langsam, achteten auf die Bewegung des Schiffes und baten mich beständig, zum Ufer zurückzukehren. Ich sah auf der Brücke Offiziere, die ihr Fernglas auf mich gerichtet hatten.
Endlich waren wir schon so nahe an dem Schiff, daß ich mit bloßen Augen einige bekannte Gesichter unter den Offizieren erkennen konnte. Sie erkannten mich ebenfalls.
Meine Aufmerksamkeit wurde von dem Zustand meiner Begleiter abgelenkt. Der Anblick so vieler Menschen versetzte sie in starke Erregung. Als aber auf Befehl des Kommandanten die Matrosen auf die Rahen stiegen und in ein dreifaches Hurra! ausbrachen, hielten es meine Papuas nicht mehr aus. Sie sprangen aus der Piroge und schwammen zum

Ufer zurück. Die Ruder hatten sie mitgenommen oder ins Meer geworfen. Ich blieb in der Piroge allein und ohne Ruder zurück. Ich mußte mit den Händen rudern und näherte mich mit Mühe und Not dem Klipper.
Endlich kletterte ich an Deck, wo das allgemeine Durcheinander und die vielen Menschen auf mich seltsam wirkten. Ich wurde von dem Kommandanten des Klippers „Isumrud", Michail Nikolajewitsch Kumani, und von den Offizieren empfangen. Alle waren sehr liebenswürdig, doch die Unterhaltung um mich herum ermüdete mich. Man sagte mir, daß der Klipper vom Generaladmiral persönlich geschickt worden war. Herr Rakowitsch von der Korvette Witjas wurde auf die Isumrud versetzt, um die Stelle zu zeigen, wo ich meine Papiere eingraben wollte. In Europa hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ich bereits erschlagen oder gestorben sei. Einige Offiziere gestanden sogar, daß sie geglaubt hätten, es wäre Olson, der ihnen entgegenfuhr. Sie waren überzeugt, mich nicht mehr lebend anzutreffen.
Ich bat den Kommandanten um die Erlaubnis, nach Hause zu fahren. Nach einigen Stunden wollte ich zurückkehren und alles mit ihm besprechen.
Die Ankunft des Klippers war etwas derart Unvermutetes, daß ich noch nicht wußte, wie ich mich entscheiden sollte. Als das geeignetste erschien es mir, hierzubleiben. Ich wollte die Besatzung des

Klippers bitten, beim Ausbessern meiner Hütte zu helfen und mir etwas Proviant zu überlassen; so konnte ich meine Forschungen fortsetzen. Den für mich vollkommen überflüssigen Olson sollten sie in den nächsten Hafen mitnehmen. Ich konnte auch mein Tagebuch und das meteorologische Journal an die Geographische Gesellschaft schicken, den über die Anthropologie der Papuas begonnenen Bericht beenden und ihn dem Akademiemitglied Baer zusenden.

Zum Mittagessen kehrte ich auf die Isumrud zurück. Michail Nikolajewitsch sagte mir unter anderem, er würde es mit Rücksicht auf meine nicht allzu gute Gesundheit gern sehen, wenn ich schon vom heutigen Tage an auf dem Klipper wohnen bliebe. Das Verladen meiner Sachen von Garagassi auf den Klipper würde er einem der jungen Offiziere überlassen. Dieses Angebot erschien mir seltsam.

„Wer hat Ihnen denn gesagt, Michail Nikolajewitsch, daß ich überhaupt mit Ihnen fahren werde? Das ist bei weitem noch nicht entschieden. Da ich annehme, daß Sie mir ein wenig Proviant überlassen und Olson sowie meine Briefe bis zum nächsten Hafen mitnehmen, wird es für mich das allerbeste sein, hierzubleiben. Mir steht hier auf dem Gebiete der Anthropologie der Inselbewohner noch viel Arbeit bevor. Ich möchte Sie bitten, bis morgen auf meine endgültige Antwort zu warten.“

Michail Nikolajewitsch willigte ein. Ich merkte aber, daß meine Worte auf viele einen seltsamen Eindruck gemacht haben. Einige glaubten, daß mein Verstand wegen der vielen Entbehrungen und des beschwerlichen Lebens etwas verwirrt sei.
Nach Garagassi kehrte ich früh zurück und schlief nach dem anstrengenden Tag wie ein Toter. Die Entscheidung der wichtigsten Frage, ob ich fahren soll oder nicht, behielt ich mir für den nächsten Tag vor.

20. Dezember

Der Kommandant der Isumrud wollte hier nur kurze Zeit bleiben. Doch in zwei oder drei Tagen kann ich keinen ausführlichen Bericht an die Geographische Gesellschaft schreiben. Das ist das eine.
Der andere für mich wichtige Umstand ist die Möglichkeit, auf einem holländischen Schiff hierher zurückzukehren. Hierher zurückzukehren ist für mich unbedingt notwendig. Ich kenne die Sprache der Papuas, ich besitze ihr Vertrauen. Meine Forschungsarbeiten werden deswegen bedeutend leichter sein.
Das waren meine Gedanken, die mich am nächsten Morgen zu dem Entschluß führten, die Maklaiküste auf einige Zeit zu verlassen. Doch ich hatte die feste Absicht, sobald sich die erste Möglichkeit dazu bietet, zurückzukehren.
Abends kamen die Einwohner aus Bongu, Gorendu

und Gumbu zu mir. Unter ihnen waren auch Einwohner aus Male und Koliku-Mana. Tui, Bugai, Saul, Lako, Sagam und andere, die ich besser kannte, weil sie mich häufig in Garagassi besuchten, waren über meine Abfahrt besonders betrübt. Sie baten mich schließlich, bei ihnen zu bleiben, und versicherten mir, daß sie in jedem Dorf ein Haus für mich bauen würden.

Ich lehnte das Angebot ab und versprach ihnen, daß ich später wieder zurückkehren und mit ihnen wieder zusammen leben werde.

Die Leute aus Gumbu baten mich unablässig, mit ihnen ins Dorf zu gehen. Dort warteten außer den Ortsansässigen noch Leute aus vielen anderen Dörfern. Sie alle wollten mich sehen. Da ich ihnen die Bitte nicht abschlagen mochte, bin ich gegangen, vielleicht das letzte Mal. Mich begleitete eine große Schar Papuas, die Fackeln in den Händen trugen.

In Gumbu wiederholte sich die Szene, die sich schon in Garagassi abgespielt hatte. Alle baten mich, nicht fortzufahren.

Ich habe fast gar nicht geschlafen, und als ich gegen Morgen aufstehen wollte, verspürte ich in den Füßen starke Schmerzen.

Auf Befehl des Kommandanten sollte an einem der Bäume neben meiner Hütte eine Kupfertafel angebracht werden. In die Tafel ist folgende Inschrift eingraviert:

Trotz meiner kranken Füße suchte ich diese Stelle selbst aus. Ich wählte einen großen Kengar, den höchsten und gewaltigsten Baum in Garagassi.
Den Rest des Tages verbrachte ich zu Hause mit dem Packen der Sachen, da ich morgen den letzten Tag hier bin.

21. Dezember

Gestern hatte ich die Papuas überredet, mit mir auf den Klipper zu gehen. Obwohl viele in Garagassi erschienen waren, sind doch wenige mit mir zu dem Schiff hinübergefahren, und eine noch geringere Zahl wagte es, auf das Deck zu klettern.
Dort wurden die Papuas von den vielen Menschen und den verschiedenen für sie unverständlichen Apparaten derart in Schrecken versetzt, daß sie sich an mir von allen Seiten festhielten. Sie glaubten, auf diese Weise in Sicherheit zu sein. Da bat ich einen von den Matrosen, mir ein Tau zu bringen, band es mir um die Taille und gab die beiden Enden des Taues meinen Papuas. Jetzt konnte ich vorwärts gehen, und sie hatten das Gefühl, daß sie sich an mir festhielten. Als Kopf einer solchen „Schlange“ ging ich über das ganze Deck, beant-

wortete die Fragen der Papuas und erklärte ihnen die verschiedensten Gegenstände.
Die Kanonen erschreckten die Papuas. Sie wandten sich ab und gingen zu anderen Gegenständen über. Ihr besonderes Interesse galt zwei Bullenkälbern. Sie waren als lebender Proviant für die Schiffsbesatzung mitgenommen worden. Die Papuas konnten sich an ihnen nicht satt sehen und baten, man sollte ihnen doch eines schenken. Als sie von mir die Bezeichnung der Tiere erfuhren, wiederholten sie immer wieder das russische Wort für Bulle „bik, bik, bik".
Wir gingen in die Messe hinunter. Die großen Spiegel in der Messe haben ihnen ganz besonders gefallen.
Das Klavier interessierte sie nicht nur, sondern einer von ihnen wollte sogar darauf spielen. Ich beeilte mich, sie nach oben zu bringen.
Auf Deck wollte ein Papua die Bullen nochmals sehen. Er wandte sich an mich, doch da er die Bezeichnung bik vergessen hatte, fragte er nach dem großen Schwein. Ich verstand ihn nicht und antwortete, daß es auf der Korvette kein Schwein gäbe. Um das Tier genauer zu bezeichnen, sagte er, er möchte das große russische Schwein mit den Zähnen auf dem Kopf sehen. Einer von seinen Kameraden sagte ihm das russische Wort bik vor. Da ich sah, daß die Gäste sich an das Deck gewöhnt hatten,

befreite ich mich aus der Schlinge und ließ sie sich frei bewegen.
Vor meiner Abfahrt wollte Tui wissen, nach wieviel Monaten ich zurückkehren würde. Auch jetzt, nach fünfzehn Monaten Aufenthalt auf Neuguinea, wußte ich nicht, was viel in der Papuasprache heißt. Ich antwortete: „nawalobe“, was ungefähr in Zukunft heißt.

22. Dezember

Seit dem frühesten Morgen hielten sich die Pirogen um den Klipper herum auf. Ständig meldete man mir, daß die Papuas mich sehen wollten oder nach mir riefen. Als ich hinaustrat, riefen sie alle durcheinander. Doch das Heraufwinden des Ankers und einige Umdrehungen der Schiffsschraube verjagten bald alle Pirogen. Die Rufe „eh mem!“ und „eh aba!“ klangen nicht mehr so deutlich herüber. Als sich der Klipper langsam in Bewegung setzte und um das Kap Gabina bog, ertönten fast gleichzeitig in Gorendu und Bongu Barumschläge; als das Schiff das Kap passiert hatte, gesellten sich zu diesen Tönen die Trommelschläge von Gumbu.
Im Weiterfahren hörten wir noch lange die Trommeln. Als der Klipper an Bili-Bili vorüberfuhr, konnte ich durch das Fernglas die Bewohner dieser kleinen Insel sehen.

Maklai kehrt zurück

TAGEBUCH

1876–1877

Am 27. Juni kam ich auf einem kleinen, unter englischer Flagge fahrenden Schoner mit dem Namen „Sea Bird" an. Ich bemerkte eine bedeutende Veränderung in der Gesamtansicht der hohen Berggipfel. Die Papuas haben sich sehr gefreut, doch sie wunderten sich über mein Kommen nicht im geringsten. Sie waren überzeugt gewesen, daß ich mein Wort halten würde.
Als ich in Gorendu an Land ging, waren die Bewohner der Nachbardörfer, Frauen und Kinder nicht ausgeschlossen, bald zusammengelaufen, um mich zu begrüßen. Viele weinten, und die ganze Bevölkerung war durch meine Rückkehr in sehr große Erregung versetzt worden.
Ich vermißte einige Greise. Sie waren in der Zeit meiner Abwesenheit gestorben. Doch dafür waren viele Knaben schon fast erwachsene Männer geworden. Unter den jungen Frauen, die bald Mütter werden sollten, erkannte ich einige, die ich als kleine Mädchen zurückließ.
Die Einwohner der benachbarten Dörfer bestürmten mich mit Bitten, ich sollte mich unter ihnen ansiedeln. Doch ich wollte wie im Jahre 1871 nicht im Dorf, sondern allein wohnen. Meine Wahl fiel auf die kleine Landzunge direkt am Dorf Bongu. Bereits am folgenden Tag begannen die Papuas, unter

der Anleitung meiner Diener und des Zimmermanns vom Schoner, den Platz für mein Haus und einen breiten Weg zum Meeresstrand zu roden und zu säubern.
Dieses Mal hatte ich ein kleines zerlegbares Holzhaus mitgebracht. Doch die Pfähle, auf denen es stehen sollte, sein gesamtes Gerüst und das Dach wurden erst hier an Ort und Stelle beschafft und fertiggestellt.

JULI

Am sechsten Tag war mein Haus fertig. Die Pfähle, auf denen das Haus stand, waren etwa zwei Meter hoch. So konnte ich die untere Etage als große Vorratskammer für meine Sachen verwenden. Am 4. Juli konnte ich den Schoner seine Weiterfahrt antreten lassen.
Mit Hilfe der Diener und einiger Einwohner Bongus brachte ich bald Hof und Haus in gebührenden Zustand und richtete mich recht komfortabel ein.
Die Papuas erzählten mir, daß während meiner Abwesenheit an der Küste und in den Bergen einige Erdbeben waren. Viele Einwohner sind damals von stürzenden Kokospalmen erschlagen worden.
Die Küstendörfer wurden von riesigen Meereswel-

len verwüstet. Die Wellen entwurzelten die Bäume und trugen die nahe am Ufer stehenden Hütten mit sich fort.

SEPTEMBER

20. September

Ich war in Garagassi, wo alles sehr überwuchert ist. Von den einst von mir gepflanzten Kokospalmen haben nur fünf Wurzel gefaßt. An dem großen Kengar hängt immer noch die Kupfertafel, die bei meiner Abreise von der Besatzung des Klippers angebracht worden war. Die Pfähle meiner Hütte sind von Ameisen derart zerfressen, daß man nur leicht mit dem Fuß daran zu stoßen braucht, um sie umzustürzen.

In Garagassi gibt es viel mehr Vögel als bei meiner neuen Wohnstätte. Ihre bekannten Schreie erinnerten mich lebhaft an mein Leben in dieser Gegend in den Jahren 1871–1872.

MÄRZ

Aus Gorendu kamen ein paar Jungen gelaufen und erzählten, daß man die Braut bereits aus Gumbu geleitet. Am Sandufer neben dem Bach traf ich Einwohner aus Gumbu und Bongu, die zusammen mit der Braut gekommen waren. Sie saßen und rauch-



ten, während zwei junge Männer von siebzehn bis achtzehn Jahren die Braut schmückten.
Die Braut hieß Lo. Sie war ein schlankes und gesundes Mädchen von sechzehn Jahren. Neben ihr standen drei Mädchen im Alter von zwölf Jahren, die die Braut zur Hütte ihres zukünftigen Mannes begleiten sollten. Doch mit der eigentlichen Toilette der Braut beschäftigten sich junge Männer. Sie rieben sie von Kopf bis Fuß ganz mit roter Farbe ein. Währenddessen traten die übrigen Papuas an die Braut heran und bespuckten sie von allen Seiten mit einer gekauten Masse.
Quer über das Gesicht und über den Nasenrücken der Braut wurden drei gerade Linien mit weißer Farbe gezogen.
Um den Hals trug sie viele Halsketten aus Hundezähnen. Hinter die Armbänder wurden dünne, biegsame Rippen eines Palmblattes gesteckt, an deren Enden man je ein gezeichnetes kleines Blatt befestigte.
Die Braut fügte sich all diesen Vorbereitungen mit größter Geduld. Über den kleinen Mädchengürtel, der vorn sehr kurz war, zog man ihr einen neuen Rock. Er war gelb-rot gestreift und reichte bis an die Knie, an den Seiten war er offen, so daß die Beine bis zur Hüfte völlig frei blieben. Mit den Resten der roten Farbe rieb man die Mädchen ein, die die Braut begleiteten.

Lo legte beide Hände auf die Schultern eines Mädchens, die anderen legten ihrerseits die Hände einander auf die Schultern, und alle begaben sich ins Dorf. Alle vier hielten den Kopf gesenkt. Sie blickten weder nach rechts und links und bewegten sich sehr langsam. Auf dem Kopf trugen sie eine große geflochtene Tasche. Die Gäste aus Gumbu begleiteten sie im Gänsemarsch. An der Prozession nahmen außer den vier Mädchen keine anderen Frauen teil.

Als wir im Dorf ankamen, standen alle Einwohner vor den Eingängen der Hütten. Als die jungen Mädchen den Platz Konilu, auf dem die Hütte des Bräutigams stand, erreicht hatten, machten sie halt.

Nach einigen Minuten allgemeinen Schweigens trat Motes zu den Mädchen. Er hielt eine kurze Ansprache und legte auf ihre Köpfe einen neuen Rock. Ihm folgte Pamui. Nach einer kleinen Rede näherte er sich im Laufschritt den jungen Mädchen und legte auf Los Kopf eine neue Schüssel. Eine Frau aus Gumbu nahm die Geschenke vom Kopf der Braut und legte sie neben sie. Die Einwohner Bongus überreichten ebenfalls verschiedene Gegenstände. Darunter waren Schüsseln, viele Röcke und Taschen und zwei neue Speere. Die einen hielten Reden, die anderen aber legten ihre Gaben schweigend neben der Braut nieder.

Nach dieser Zeremonie ordneten die Freundinnen der Braut die Geschenke und traten dann beiseite.
Wieder trat allgemeines Schweigen ein. Guna, ein alter Mann, trat an Lo heran und wickelte sich eine Haarsträhne von ihr um den Finger. Die Braut kniete vor ihm nieder, und er hielt eine lange Rede. Von Zeit zu Zeit zog er sie stark an den Haaren, um das Gesagte zu unterstreichen. Es war klar, daß er von ihren neuen Pflichten als Ehefrau sprach.
An die Stelle Gunas trat ein anderer Greis, der ebenfalls eine Strähne von Los Haaren um den Finger wickelte und sie bei einigen Belehrungen so heftig zupfte, daß das junge Mädchen in die Höhe fuhr und leise aufschluchzte. Alles ging wie nach einem auswendig gelernten Programm. Man konnte sehen, daß sich der Brauch fest eingebürgert hatte und daß jeder seine Rolle genau kannte.
Während der ganzen Zeremonie bewahrten die Anwesenden tiefes Schweigen, so daß man die Reden gut hören konnte. Im Grunde genommen blieben die Braut und der Bräutigam ganz im Hintergrund. Der Greis Guna, einer von den Hauptdarstellern, hatte sogar den Namen des Bräutigams vergessen und fragte die Anwesenden danach. Darüber wurde natürlich gelacht.
Mit den Belehrungen der Braut waren die Feierlichkeiten beendet. Die Frauen Gumbus nahmen alle Gaben, verteilten sie auf ihre Säcke und nah-

men von der Neuvermählten Abschied. Sie drückten ihren Oberarm und streichelten sie über den Rücken. Die Braut, die immer noch schluchzte, blieb und erwartete ihren Mann.
Ich hatte erfahren, daß alle Gegenstände, die dem Kauf Los gedient haben, von sämtlichen Einwohnern Bongus und nicht nur von den Verwandten Mukaus, des Bräutigams, allein gegeben wurden. Sie gehen auch nicht ausschließlich in den Besitz der Familie der Braut über, sondern werden unter alle Dorfbewohner Gumbus verteilt. Es ist wahrscheinlich, daß die Verwandtschaft mit der Braut bei der Verteilung der Geschenke eine Rolle spielen wird.
Als ich eine halbe Stunde später nach Bongu kam, befand sich Mukau bereits in der Gruppe der Männer, die auf den Festschmaus warteten.
Am folgenden Tag sah ich eine ganze Schar junger Leute aus Bongu, die zusammen mit Mukau zum Meer gingen. Sie sprachen laut und lachten. Dieses Baden hatte anscheinend eine unmittelbare Beziehung zur Hochzeit. Ob die jungen Mädchen Lo auch zum Baden begleiteten, das weiß ich nicht. In jedem Fall war dieses Baden Mukaus der letzte Akt seiner Hochzeit.
Später, im Juni, erlebte ich eine andere Hochzeit, den Raub eines jungen Mädchens mit Gewalt. Doch dieser Raub wurde eigentlich nur vorgetäuscht.
Dies hatte sich in folgender Weise zugetragen:

Gegen zwei oder drei Uhr nachmittags rief in Bongu die Trommel zu den Waffen. Bewaffnete Männer aus Koliku-Mana hatten von der Pflanzung ein junges Mädchen entführt. Die jungen Männer aus Bongu verfolgten die Entführer und kämpften mit ihnen. Doch alles geschah nur zum Schein, denn der Raub war vorher vereinbart worden. Nach dem Kampf gingen alle nach Koliku-Mana, wo ein gemeinsamer Schmaus vorbereitet war. Unter den Verfolgern befanden sich der Vater und der Onkel des entführten Mädchens. Alle kehrten mit Geschenken aus Koliku-Mana zurück und waren sehr zufrieden. Das geraubte Mädchen wurde die Frau eines der Entführer.

JUNI

Ich saß beim Abendbrot auf der Barla neben der Hütte Kody-Boros in Bogadjim und lauschte der Unterhaltung, die mein Gastgeber mit seinem Sohn Ur führte. Sie sprachen nicht laut und kauten dabei Betel, so daß ich von ihrem Gespräch fast nichts verstehen konnte. Ich hörte nur, daß sie meinen Namen einige Male erwähnten.
Als ich nach dem Abendbrot einen Spaziergang durch das Dorf machen wollte, wurde ich von Kody-Boro zurückgehalten. „Maklai, geh nicht nach Gorima."

„Ich gehe nicht nach Gorima; ich werde morgen nach ‚Tal Maklai' zurückkehren."
„Das ist gut", sagte Kody.
„Warum soll ich aber nicht nach Gorima gehen?" fragte ich.
„Die Gorima-Leute sind nicht gut", erklärte Kody.
Zunächst gab ich mich mit dieser Antwort zufrieden.
Als es dunkel wurde, ging ich von Lagerfeuer zu Lagerfeuer, plauderte mit verschiedenen Bekannten und kehrte zur Buambramra, in der ich die Nacht verbringen sollte, zurück. Kody-Boro machte sich am Feuer zu schaffen. Ich breitete eine Decke über die Barla und legte mich hin. Dann rief ich Kody-Boro und fragte ihn: „Weshalb sind die Gorima-Leute nicht gut?"
Kody wurde verlegen. Ich steckte ihm einige Stücke Tabak zu.
„Sprich, Kody, sonst werde ich nach Hause zurückkehren, meine Schaluppe nehmen und direkt nach Gorima fahren."
„Oh, Maklai, fahre nicht nach Gorima! Die Gorima-Leute sind schlecht."
„Sage doch, weshalb? Was hat Ur dir heute gesagt?"
Als Kody sah, daß ich ihn nicht in Ruhe lasse, entschloß er sich, das Gehörte zu erzählen.
Ur hatte die Eltern seiner Frau besucht. In diesem

Dorf hatte er auch zwei Männer aus Gorima getroffen. Sie sprachen von mir und sagten, daß ich im Hause viele Sachen habe. Würden die Bongu-Leute mich erschlagen, so könnten sie alles nehmen. Zwei Einwohner aus Gorima wollten nach Tal Maklai kommen, mich erschlagen und so viel Sachen mitnehmen, wie sie tragen könnten. Deshalb also nennt Kody die Gorima-Leute borle und bittet mich, nicht in ihr Dorf zu fahren.

„Wie heißen diese beiden Gorima-Leute, die Maklai erschlagen wollen?" fragte ich.

„Der eine heißt Abui, der andere Malu", erwiderte Kody.

Ich gab ihm noch ein Stück Tabak und sagte, daß ich nun schlafen wollte.

Während Kody sprach, war in mir ein Plan gereift. Ich war erstaunt, daß es nach einer so langen Bekanntschaft mit mir noch Leute gab, die mich zu erschlagen drohten. Dazu hätten sie bereits genügend Zeit und Gelegenheit gehabt. Im Grunde genommen glaubte ich nicht, daß sie es ernst meinten. Ich war überzeugt, daß diese Leute es selbst unter den günstigsten Umständen nicht wagen würden, mich zu überfallen.

Beim Einschlafen beschloß ich, selbst nach Gorima zu gehen. Vielleicht schon morgen, wenn ich mich wohl fühlen würde.

Die ganze Nacht hatte ich gut geschlafen und wurde

vor Morgengrauen durch das Krähen der Hähne geweckt. Ich ließ den größten Teil meiner Sachen in der Buambramra zurück, nahm aber für alle Fälle meinen kleinen Ranzen, eine Decke und einige Stück Taro mit auf den Weg.
Gegen elf Uhr begann die Sonne sehr stark zu brennen. Gorima war nicht weit, doch ich wollte dort nicht vor fünf Uhr eintreffen.
Gegen drei Uhr kam ich ans Meer und beschloß, dort Rast zu machen.
Plötzlich fiel mir ein, daß ich die Mundart Gorimas nicht kannte. Dort werden sich wohl kaum Leute finden, die die Mundart Bongus beherrschen. Für eine Rückkehr war es allerdings zu spät. Mir blieb nichts anderes übrig, als es zu riskieren.
Nach der Rast ging ich weiter. Ich würde an diesem Tage wohl kaum im Dorf angelangt sein, da auf einer beträchtlichen Strecke längs des Ufers Mangroven wuchsen. Mangroven sind Bäume und Sträucher, die auf niedrigen, schlammigen Ufern tropischer Meere wachsen. Zahlreiche Luftwurzeln und Lianen, die die Stämme und Zweige umranken, machen diesen Wald fast undurchdringlich. Doch zu meinem Glück lag am Ufer eine Piroge, und aus dem Walde tönten Stimmen herüber.
Ich beschloß, die Rückkehr der Papuas abzuwarten.
Es ist schwer, ihr Erstaunen zu beschreiben, als sie

zu ihrer Piroge zurückkehrten und mich erblickten. Bevor sie weglaufen konnten, trat ich an den ältesten der drei heran und fragte im Dialekt Bongus: „Seid ihr Gorima-Leute?"
Der Angesprochene hob etwas den Kopf, eine Geste, die ich für eine bestätigende Antwort hielt. Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu, daß ich auf dem Wege sei, mir Gorima anzusehen, und daß wir zusammen fahren würden.
Ich gab jedem von ihnen ein Stück Tabak, und wir fuhren los. Die Entfernung war bedeutend größer, als ich erwartet hatte. Die Sonne stand bereits ganz tief, als wir uns dem Dorf näherten. Meinen weißen Hut und meine weiße Jacke hatten die Einwohner bereits von weitem bemerkt. Viele kamen, um mich zu empfangen.
Ich gab meinen Fahrtgenossen noch etwas Tabak und je einen Nagel und ging ins Dorf, begleitet von vielen Papuas. Aber keiner von ihnen sprach in der Mundart Bongus. Daher mußte ich zu der Ursprache, den Gesten, Zuflucht nehmen.
Ich legte die Hand an den leeren Magen und zeigte danach mit dem Finger auf den Mund. Die Dorfbewohner hatten verstanden, daß ich essen möchte. Wenigstens hatte einer von den alten Männern etwas Derartiges gesagt, und ich konnte bald das Zubereiten eines Abendbrotes beobachten. Darauf legte ich die Hand unter die Wange, dabei den

Kopf neigend, und sagte: „Gorima“, was bedeuten sollte, daß ich mich hier schlafen legen möchte. Man hatte mich wiederum verstanden, weil man sofort auf die Buambramra zeigte.
Ich konnte mich mit ihnen nicht verständigen, sonst wäre es mein erstes gewesen, die Einwohner zu beruhigen, die mein unerwartetes Kommen verwirrt hatte. Was mich anbelangt, war ich sehr froh, da ich jetzt sicher war, daß ich nicht hungrig schlafen gehen und die Nacht nicht unter freiem Himmel verbringen mußte.
Ich war so hungrig und wartete mit einer so großen Ungeduld auf das Abendbrot, daß ich den angekommenen Dolmetscher fast nicht beachtet hatte. Mit Heißhunger machte ich mich über den Taro her, den mir die Dorfbewohner gereicht hatten. Ich nehme an, daß es die allergrößte Portion war, die ich jemals auf Neuguinea gegessen habe.
Nachdem ich meinen Hunger gestillt hatte, suchte ich den Dolmetscher, um mit den Leuten aus Gorima zu sprechen.
Ich schlug ihm vor, die maßgebenden Leute Gorimas sofort zusammenzurufen. Nach kurzer Zeit versammelten sich am Eingang zur Buambramra eine Schar Männer. Ich setzte mich auf eine Trommel neben das Lagerfeuer und bat den Dolmetscher zu übersetzen. Meine Worte waren folgende: „Sind Abui und Malu hier oder nicht?“

Als ich diese beiden Namen nannte, warfen die Anwesenden einander Blicke zu, und erst nach einigen Sekunden erhielt ich die Antwort, daß nur Abui hier sei.

„Ruf Malu!“ ordnete ich an.

Jemand lief nach ihm.

Als Malu erschien, stand ich auf und wies Abui und Malu mir gegenüber zwei Plätze direkt am Lagerfeuer an. Mit sichtlichem Unwillen traten sie heran und setzten sich auf die von mir angewiesenen Plätze. Danach wandte ich mich mit einer kurzen Rede an die Anwesenden: „Da ich gestern von den Bongu-Leuten gehört habe, daß zwei Leute Gorimas, Abui und Malu, mich erschlagen wollen, bin ich nach Gorima gekommen, um mir diese Leute anzusehen.“ Als ich die beiden nacheinander ansah, wandten sie sich ab. „Das ist sehr schlecht, da ich weder Abui noch Malu und keinem von den Gorima-Leuten etwas getan habe. Und jetzt, da ich von Bogadjim bis Gorima zu Fuß gegangen bin, bin ich sehr müde und möchte schlafen. Ich werde mich gleich schlafen legen, und wenn Abui und Malu mich erschlagen wollen, so mögen sie es tun, wenn ich schlafe, denn morgen werde ich Gorima verlassen.“

Als ich zu Ende gesprochen hatte, ging ich zur Barla, kletterte auf sie hinauf und wickelte mich in die Decke. Meine Worte hatten anscheinend eine starke

Wirkung hervorgerufen, denn ich hörte im Einschlafen Rufe und Unterhaltungen, bei denen mein Name nicht nur einmal wiederholt wurde.
Am nächsten Morgen war ich natürlich heil und unversehrt. Bevor ich aufbrach, brachte mir Abui als Gabe ein Schwein von achtbarer Größe. Er wollte mich zusammen mit Malu unbedingt bis zum Tal Maklai begleiten.
Die Episode, die von Dorf zu Dorf erzählt wurde, machte auf die Papuas einen starken Eindruck.

JULI

11. Juli

Die Einwohner Bongus erzählten von dem Tod Wangums. Das war ein junger Mann aus Gorendu. Wangum war ein kräftiger und gesunder Mann, als er auf einmal krank wurde und nach zwei bis drei Tagen plötzlich starb.
Mebli sagte mir, daß sein Tod die Einwohner Bongus und Gorendus sehr beunruhigt habe. Der Vater, der Onkel und die übrigen Verwandten des Verstorbenen reden eindringlich der ganzen männlichen Bevölkerung Bongus und Gorendus zu, unverzüglich gegen die Einwohner eines der Bergdörfer zu Felde zu ziehen.
Als ich von dem Vorgefallenen hörte, beschloß ich, die Expedition in die Berge nicht zuzulassen. Ich

enthielt mich jedoch aller sofortigen Erklärungen, da ich die Sachlage zunächst gründlich aufklären wollte.

15. Juli

Gestern abend habe ich von einem für meine Pläne günstigen Umstand Kenntnis erhalten: Die Einwohner Bongus und Gorendus können sich in keiner Weise darüber einigen, in welchem Dorf der vermutliche Widersacher Wangums oder dessen Vater lebt, der das Zaubermittel zubereitet hat, das den Tod des jungen Menschen verursachte. Diese Meinungsverschiedenheit hoffen sie allerdings auf eine sehr einfache Art und Weise zu überbrücken. Sie wollen zunächst ein Dorf überfallen und danach das andere.

Die bei mir erschienene Delegation aus Bongu, die mich bat, im Kriegsfalle ihr Verbündeter zu sein, erhielt von mir eine entschiedene Absage. Als einige mir weiter zuredeten, ihnen zu helfen, sagte ich mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck, die Stimme ein wenig hebend: „Maklai hat genug geredet."

Danach entfernten sie sich.

Darauf ging ich nach Gorendu, um zu hören, was man mir dort sagen würde. Ich traf dort wenig Leute an. Alle sprachen von dem bevorstehenden Krieg mit den Bergbewohnern.

Da ich das beabsichtigte Ziel mit meinem Besuch nicht erreicht hatte, ging ich wieder nach Hause.

Unterwegs traf ich den Vater Wangums, der am Strand unter der vollkommen neuen Piroge seines verstorbenen Sohnes Feuer anlegte. Da der Alte wußte, daß ich den Leuten abrate, Krieg zu führen, würdigte er mich kaum eines Blickes.

Es vergingen einige Tage. Der Kriegszug in die Berge kam nicht zustande. Im übrigen schreibe ich dieses nicht meinem Einschreiten, sondern ganz einfach dem Umstand zu, daß beide Dörfer sich dieses Mal über ihre Ansichten nicht einigen konnten.

Heute saß ich gegen drei Uhr auf der Veranda bei einer schriftlichen Arbeit. Plötzlich erschien Sale. Ganz außer Atem erzählte er mir, daß er von den Bongu-Leuten vom plötzlichen Tod des jüngsten Bruders Wangums gehört habe. Da ich wegen der Folgen, die der Tod beider Brüder im Verlauf einer so kurzen Zeit nach sich ziehen könnte, besorgt war, schickte ich Mebli sofort in das Dorf, um zu erfahren, ob es wahr sei.

Als er zurückkam, erzählte er mir folgendes: Am Morgen begab sich Wangums Bruder, ein neun- oder zehnjähriger Junge, zusammen mit dem Vater und den anderen Einwohnern Gorendus zu dem Fluß Gabeneau, um Fische zu fangen. Dort biß ihn eine kleine Schlange in den Finger. Das Gift wirkte so stark, daß das Kind, das der verängstigte Vater in seinen Armen fast im Laufschritt nach Hause zu-

rücktrug, bei der Ankunft im Dorf schon im Sterben lag.
Im Nu packte ich alle erforderlichen Medikamente und einige Mullbinden zusammen und eilte nach Gorendu.
Unterwegs erfuhr ich von den stark erregten Ion und Namuj, die aus Gorendu gelaufen kamen, daß der arme Tui soeben gestorben sei und daß man nun gehen müsse, die Hütten der Leute aus dem Bergdorf niederzubrennen.
Trommelschläge verkündeten den Tod des Jungen.
Als ich an den Strand kam, überholten mich einige Frauen, die laut wehklagten. Im Dorf war die Aufregung groß. Die stark erregten Männer, die alle Waffen in den Händen hielten, und die jammernden und schreienden Frauen veränderten stark den Charakter des gewöhnlich ruhigen und stillen Dorfes. Überall war nur, „wir gehen, die Bergdörfer niederzubrennen", zu hören.
Dieser zweite Todesfall, der sich in dem gleichen Dorf, ja sogar in der gleichen Familie zugetragen hat, rief unter den Einwohnern der beiden Dörfer einen wahren Anfall des Kummers, des Rachedurstes und der Furcht hervor. Sogar die Ruhigsten, die früher schwiegen, behaupteten nun mit Feuereifer, daß die Einwohner eines der Bergdörfer das Zaubermittel zubereitet haben, weshalb auch

Wangum und Tui nacheinander gestorben seien. Wenn man nicht sofort einen Kriegszug in die Berge unternehme, so würden alle Einwohner Gorendus sterben.
Der Krieg schien jetzt unvermeidlich zu sein. Über ihn redeten die Greise und die Kinder; am allermeisten schrien jedoch die Frauen. Die Jugendlichen legten die Waffen bereit und brachten sie in Ordnung.
Mich sah man im Dorf unfreundlich an, da man wußte, daß ich gegen den Krieg bin. Einige blickten so feindselig, als wenn ich an dem Unglück schuld hätte. Der alte Tui war der einzige, der sich mir gegenüber wie immer freundschaftlich verhielt. Er schüttelte nur ernst mit dem Kopf. Ich hatte in Gorendu nichts mehr zu suchen. Die Leute waren zu aufgeregt, um mich ruhig anzuhören.
Bei Mondschein ging ich auf dem allerkürzesten Pfad nach Bongu. Die Unruhe war hier zwar geringer, doch ebenfalls recht groß.
Saul versuchte, mich zu überzeugen, daß der Feldzug gegen die Bergbewohner notwendig sei. Seine Argumente waren folgende: Die letzten Ereignisse sind durch einen Zauber hervorgerufen worden. Wenn sie die Bergbewohner nicht erschlagen, so werden sie es mit ihnen tun.

24. Juli

Am Morgen ging ich nach Gorendu. Die Einwohner waren ruhiger als am Vorabend, doch immer noch düster. Sogar Tui war heute in einer trüben Stimmung.

„Gorendu ist verloren“, sagte Tui, als er mir die Hand entgegenstreckte.

Ich bat Tui, mir zu erklären, worin der Zauber besteht. Tui sagte, daß die Bergbewohner in den Besitz von Taro oder Fleisch, das von den Gorendu-Leuten nicht aufgegessen wurde, gelangt sind, es dann in Stücke zerschnitten, beschworen und verbrannt haben.

Wir gingen zur Hütte, in der der Verstorbene lag und wo sich die Männer und Frauen zusammengedrängt hatten. Unerwartet erklang schrilles Pfeifen. Die Frauen und die Kinder erschraken und liefen, ohne sich umzusehen, in den Wald davon. Ich wußte nicht, was nun kommen sollte, und erwartete eigentlich eine ganze Prozession. Doch statt dessen erschien nur ein Mann, der auf einer Kokosnußschale, die oben und an der Seite durchlöchert ist, unablässig blies. Pfeifend ging er an dem Eingang der Hütte, in der der tote Junge lag, vorüber. Was das bedeuten sollte, konnte ich nicht verstehen.

Als das Pfeifen verstummt war, kehrten die Frauen zurück und trugen den Verstorbenen aus der Hütte. Der Greis Bugai rieb ihm die Stirn mit weißer

Farbe ein und zog mit der gleichen Farbe dem Nasenrücken entlang einen Strich. Die übrigen Teile seines Körpers waren schon mit schwarzer Farbe eingerieben. An den Ohren hatte er Ohrringe, und am Hals hing eine Muschelkette. Bugai fügte diesem Festschmuck noch einen neuen Kamm mit weißer Hahnenfeder hinzu, den er dem Toten in die Haare steckte. Darauf legte man den Körper in den Korb, der nur provisorisch geschlossen wurde, da das eigentliche Zubinden des Korbes nicht hier, sondern in Bongu vorgenommen werden sollte. Sagam, der Onkel des Verstorbenen, nahm die Leiche auf die Schulter und ging schnellen Schrittes den Pfad, der nach Bongu führte, hinunter. Ihm folgte die ganze Schar.

Am Abend des gleichen Tages hörte ich Barumschläge aus Gorendu. Der von dort zurückgekehrte Mebli weckte mich in der Nacht und teilte mir geheimnisvoll mit, daß der Krieg mit Tengum-Mana beschlossen sei, doch daß man vereinbart habe, Maklai davon nichts zu sagen.

Obwohl die Kriege hier nicht viel Blutvergießen verursachen, so sind sie dafür von sehr langer Dauer. Während des Krieges wird der Verkehr zwischen den Dörfern meistens ganz unterbrochen. Denn beide Seiten haben ihre Verbündeten. Die Menschen haben Angst, in ein fremdes Dorf zu gehen, da sie nicht sicher sind, ob es freundschaft-

lich gesinnt ist oder nicht. Es kommt vor, daß Dörfer, die in Wirklichkeit neutral sind, lange Zeit für Verbündete der Gegenseite gehalten werden. Der vorherrschende Wunsch eines jeden ist zu töten, und jeder hat Angst, getötet zu werden.
Es war mir klar, daß ich dieses Mal dem Ablauf der Dinge im Dorf Bongu, das nur fünf Minuten Fußweg von meinem Haus entfernt war, nicht untätig zusehen durfte. Mein Schweigen dazu wäre bei meiner beständigen Ablehnung dieses Krieges ein sonderbar unlogisches Verhalten gewesen. Ich durfte auch dieses Mal nicht nachgeben. Jetzt mußte ich meine Antipathie gegen eine Einmischung in fremde Angelegenheiten beiseite lassen.
Ich beschloß, den Krieg zu verbieten.
Um eine starke Wirkung zu erzielen, muß man sehr entschieden handeln. Zunächst war es notwendig, den einmütigen Rachedurst aufzuspalten. Man mußte unter den Papuas Uneinigkeit säen und damit zur Abkühlung des ersten Eifers beitragen.

25. Juli

Ich konnte lange nicht einschlafen, so daß ich mir den Plan meiner künftigen Handlungsweise überlegen konnte. Eingeschlafen war ich erst gegen Morgen. Als ich aufwachte und die gestrigen Überlegungen überprüfte, beschloß ich, einen Aktionsplan zu wählen, der meiner Meinung nach zum Erfolg füh-

ren mußte. Die Hauptsache war, nichts zu übereilen. Deshalb wartete ich trotz meiner Ungeduld die übliche Stunde ab, um nach Bongu zu gehen.
Wie ich es vorausgesehen hatte, sprach man im Dorf nur von dem Vorgefallenen. Ich bemerkte, daß die Papuas gern wissen wollten, was ich dachte. Darum sagte ich: „Wangum und Tui waren jung und gesund, der alte Vater bleibt jetzt allein zurück, doch Maklai wird trotzdem dasselbe sagen, was er auch nach dem Tode Wangums gesagt hat: Der Krieg darf nicht stattfinden."
Die Kunde von meinen Worten durchlief blitzschnell das ganze Dorf. Es gab einen großen Menschenauflauf, doch in die Buambramra, in der ich saß, traten nur alte Männer ein. Jeder von ihnen bemühte sich, mich von der Notwendigkeit des Krieges zu überzeugen.
Es hatte keinen Sinn, diesen Menschen zu beweisen, daß die Zauber-Theorie unbegründet ist. Ich kannte ihre Sprache allzuwenig. Zweitens hätte ich die Zeit nur umsonst damit vertan, da es mir gewiß nicht gelungen wäre, jemanden zu überzeugen. Trotzdem hörte ich sehr viele an. Als der letzte gesprochen hatte, stand ich auf und machte mich zum Fortgehen fertig. Mit ruhiger Stimme, die einen starken Kontrast zu der aufgeregten Sprache der Versammelten darstellte, wiederholte ich: „Maklai sagt, es wird keinen Krieg geben; doch wenn ihr euch zu

einem Feldzug in die Berge entschließt, so wird euch allen, den Leuten Gorendus und Bongus, ein Unglück zustoßen."

Es trat ein feierliches Schweigen ein. Darauf wurde ich mit Fragen bestürmt: „Was wird geschehen?", „Was wird sein?", „Was wird Maklai tun?" und dergleichen mehr.

Ich wollte sie im Zweifel lassen, denn sie sollten sich selbst Gedanken machen, und so antwortete ich nur: „Ihr werdet es selbst sehen, wenn ihr in den Krieg zieht."

Als ich nach Hause ging, konnte ich mich davon überzeugen, daß ihre Phantasie bereits zu arbeiten begann. Jeder wollte erraten, welches Unheil Maklai prophezeit haben könnte.

Ich war nicht mehr weit vom Tor meines Hofes entfernt, als einer von den alten Männern mich einholte und fragte: „Maklai, wenn wir in die Berge aufbrechen werden, wird es dann ein Erdbeben geben?"

Diese seltsame Frage und das verstörte Aussehen des Alten zeigten mir, daß meine Worte eine starke Wirkung hervorgerufen hatten.

„Maklai hat nicht gesagt, daß es ein Erdbeben geben wird", erwiderte ich.

„Nein, doch Maklai hat gesagt, daß uns ein Unglück ereilen wird, falls wir in die Berge ziehen sollten. Das Erdbeben ist ein schreckliches Unglück.

Die Leute von Bongu, Gumbu, Gorendu, Bogadjim, alle, alle fürchten sie ein Erdbeben. Sage, wird es ein Erdbeben geben?" wiederholte er in bittendem Ton.
„Vielleicht", war meine Antwort.
Der Alte machte sich schnell auf den Rückweg. Er wurde aber fast im gleichen Augenblick von zwei Papuas angehalten, so daß ich die sehr schnell gesprochenen Worte des Alten hören konnte: „Ich hatte es ja gesagt: es wird ein Erdbeben geben, wenn wir in den Krieg ziehen. Ich sagte es ja."
Alle drei liefen im Laufschritt ins Dorf. Die darauffolgenden Tage ging ich nicht nach Bongu und überließ es der Einbildungskraft der Papuas, das Rätsel zu lösen. Jetzt war ich überzeugt, daß sie viel nachdenken würden, und ihr Kriegseifer würde auf diese Weise allmählich abkühlen. Absichtlich fragte ich meine Nachbarn nicht nach ihrer Entscheidung. Sie schwiegen ebenfalls. Die Kriegsvorbereitungen aber hörten auf.
Nach etwa zwei Wochen kam mein alter Freund Tui zu mir und bestätigte das Gerücht, das schon mehrmals bis zu mir gedrungen war, daß er und alle Einwohner Gorendus umsiedeln wollen.
„Warum denn?" fragte ich erstaunt.
„Ja, wir alle haben Angst, dort zu leben. Bleiben wir in Gorendu, so werden wir einer nach dem anderen sterben. Zwei sind bereits gestorben. So wer-

den auch andere sterben. Es sterben nicht nur Menschen, die Kokospalmen sind auch krank. Ihre Blätter sind rot geworden, und sie werden alle sterben. Die Bergleute haben in Gorendu ein Zaubermittel eingegraben – so sterben nun auch die Kokospalmen. Wir wollten mit ihnen Krieg führen, doch wir dürfen nicht. Maklai will nicht, er sagt: ‚Es wird ein Unglück geschehen.' Die Bongu-Leute haben Angst, sie fürchten sich vor dem Erdbeben; denn alle Dörfer der Umgegend werden dann sagen, die Bongu-Leute seien schuld, und sie werden Bongu überfallen. Deshalb also haben die Bongu-Leute Angst. Doch in Gorendu gibt es zuwenig Leute, um mit dem Bergdorf allein Krieg zu führen. Deshalb wollen wir nun nach verschiedenen Seiten auseinandergehen", schloß Tui mit einer schon ganz verzagten Stimme.
Die einen wollten nach Gorima gehen, die anderen nach Jambomba, wieder andere nach Mitebog. Nur einer oder zwei gedachten in Bongu zu bleiben.

AUGUST

Nach alter Gewohnheit ging ich gegen sechs Uhr abends zu meinen Nachbarn in das Dorf Bongu. Heute tat ich es ebenfalls, da ich wußte, daß dort auch die Einwohner anderer Dörfer sein würden.

Im Dorf angekommen, ging ich zur Buambramra, von wo eine laute und lebhafte Unterhaltung zu hören war. Bei meinem Erscheinen brach die Unterhaltung ab. Allem Anschein nach hatten die Anwesenden von mir gesprochen oder von etwas, was sie vor mir verbergen wollten.

Die untergehende Sonne beleuchtete mit rötlichem Schein das Innere der Buambramra und die Gesichter der Bewohner von Bongu, Gorendu, Bili-Bili und Bogadjim. Ich setzte mich. Alle schwiegen. Es war offensichtlich, daß ich ihre Besprechung gestört hatte. Schließlich trat mein alter Freund Saul an mich heran und fragte mich: „Sage, Maklai, kannst du sterben? Tot sein wie die Leute Bongus, Bogadjims, Bili-Bilis?"

Die Frage verwunderte mich, weil sie so unerwartet kam und in einem so feierlichen, wenn auch bittenden Ton gestellt wurde. Der Gesichtsausdruck der Umstehenden zeigte mir, daß nicht nur Saul allein fragte, sondern daß alle meine Antwort erwarteten. Vermutlich haben sie sich vor meinem Kommen gerade darüber unterhalten. Mir wurde es jetzt klar, weshalb bei meinem Erscheinen ihre Unterhaltung abbrach.

Auf die einfache Frage mußte man eine einfache Antwort geben; doch sie mußte vorher überlegt werden. Die Papuas wissen, daß ich eine Unwahrheit nicht sagen werde. Ihr Sprichwort „Das Wort

Maklais ist Wahrheit“ muß auch dieses Mal seine Bestätigung finden. Deshalb kann man nicht nein sagen, um so mehr, als irgendein Zufall den Papuas vielleicht schon morgen zeigen kann, daß ich gelogen habe. Sage ich aber ja, so werde ich meinen Ruf erschüttern, der gerade jetzt, einige Tage nach meinem Verbot des Krieges, für mich besonders wichtig ist.
Um Zeit zu gewinnen, stand ich auf und durchschritt die Buambramra, wobei ich nach oben blickte, als wenn ich etwas suchte. Die schrägen Strahlen der Sonne beleuchteten alle Gegenstände, die unter dem Dach hingen. Von den Fischköpfen und den Kinnbacken der Schweine ging mein Blick zu der Sammlung verschiedener Waffen, die über der Barla befestigt waren. Dort gab es Bogen, Pfeile und einige Speere verschiedener Größe. Mein Blick blieb auf einem dicken, gut zugespitzten Speer haften. Ich hatte die Antwort gefunden.
Ich nahm den Speer von der Wand, trat an Saul, der in der Mitte stand und meinen Bewegungen folgte, heran, reichte ihm den Speer, ging einige Schritte zurück und stellte mich ihm gegenüber. Danach nahm ich den Hut ab, dessen breite Krempe mein Gesicht verdeckte. Ich wollte, daß alle an meinem Gesichtsausdruck sehen konnten, daß Maklai nicht scherzt und, was auch geschehen mochte, nicht mit der Wimper zucken wird.
Ich sagte: „Sieh zu, ob Maklai sterben kann.“



Obwohl der verdutzte Saul den Sinn meines Anerbietens offenbar verstand, hat er doch den Speer nicht einmal gehoben und begann als erster zu sprechen: „Nein! Nein!"
Viele stürzten auf mich zu, als wollten sie mich mit ihren Körpern vor dem Speer Sauls schützen.
Ich blieb noch einige Zeit vor Saul stehen und nannte ihn sogar im Scherzton Memme und setzte mich dann zu den anderen, die nun alle auf einmal zu sprechen begannen.

NOVEMBER

6. November

Ankunft des Schoners „Flower of Jarrow".

10. November

Gegen sechs Uhr abends wurde der Anker gelichtet.
Im Hause habe ich viele Sachen zurückgelassen. Das Haus selbst habe ich verschlossen und die Leute Bongus beauftragt, es zu bewachen.





ROBINSONS
BILLIGE
BÜCHER

2 MARK

Schreckliches erzählte man sich im 19. Jahrhundert von den Papuas der Nordostküste Neuguineas: Im unwegsamen Dschungel würden sie wie die Steinzeitmenschen leben, das Haar wüchse ihnen büschelweise, und Menschenfresser sollten sie sein. Der russische Forschungsreisende und Wissenschaftler Miklucho-Maklai schenkte diesen Erzählungen keinen Glauben; denn noch kein Europäer hatte die Insel jemals betreten. So beschloß er 1871 auf der Korvette „Witjas" an die Nordostküste Neuguineas zu segeln, einige Jahre auf der Insel zu verbleiben und das Leben der Papuas zu erforschen.
Trotzdem ihm die Inselbewohner feindlich gegenübertraten, errichtete er auf einer Landzunge nahe der Küste seine Hütte. Wird es ihm gelingen, das Vertrauen der Papuas zu erringen und sein Ziel zu verwirklichen?